

5.
V. p. 90

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XX. Der neuen Folge X. Band.)

Nr. 6 und 7.

Sitzungsberichte.

Nov. u. Dec. 1890.

INHALT: Much, Die Bastarnen; S. [75]. — Vorstellung der tätowirten Amerikanerin Irene; S. [80].

Monats-Versammlung am 11. November 1890. 1. R. Hoernes, Doppelhalsurne von Marz; S. [80]. — 2. Woldfich, Schlackenwälle in Südböhmen; S. [81]. — 3. Bella, Prähistorische Funde aus der Umgebung von Oedenburg; S. [81]. — 4. Meynert und Weisbach, Nestroy und Gluck; S. [81]. — 5. Hein, Dreizinkenkreuz; S. [83]. — 6. Riegl, Neuseeländische Ornamentik; S. [84]. — 7. Neubacher, Gräberfunde von Goisern; Tischler, Bemerkungen zu den Funden; S. [87].

Ausschuss-Sitzung am 12. November 1890. 1. Einsetzung einer Commission zur Berathung von Abänderungen; S. [90]. — 2. Ueberlassung des ethnographischen Materiales über die Ruthenen der Bukowina (Major von Himmel) an R. F. Kaindl in Czernowitz; S. [90].

Ausserordentliche Versammlung am 20. November 1890. Ohnefalsch-Richter, Cyperns Cultur im Alterthum; S. [90].

Ausschuss-Sitzung am 9. December 1890. 1. Aufnahme neuer Mitglieder; S. [95]. — 2. Schriftentausch; S. [95]. — 3. Index für die Bände XI—XX; S. [95]. — 4. Commissionsbericht; S. [95].

Monats-Versammlung am 9. December 1890. 1. Reischek, Neu-Seeland und seine Bewohner; S. [95]. — 2. Bugiel, Die Frau in Ferghana; S. [99]. — 3. Niederle, Skeletgräber in Böhmen; S. [102].

Discussions- und Demonstrations-Abend am 12. December 1890; S. [105].

Ausschuss-Sitzung am 15. December 1890. Beschlüsse über die Abänderungsanträge; S. [105].

Geschenke für die Bibliothek; S. [105]. — Heinrich Schillemann †; S. [106].

Die Bastarnen.

Vorgetragen in der Jahres-Versammlung am 11. März 1890
von Dr. Rudolf Much.

Hochgeehrte Versammlung!

Eine der schwierigsten Fragen der deutschen Alterthumskunde ist jene nach der nationalen Stellung der Bastarnen, die Bastarnenfrage. Zeugnissen für das Keltenthum dieses Volkes stehen solche für seine germanische Sprache und Art gegenüber, und welchen von beiden grösseres Gewicht zukommt, ja wie überhaupt dieser räthselhafte Widerspruch zu erklären ist, kann bei Weitem noch nicht als ausgemacht gelten. Und doch wäre ein Aufschluss hier recht wünschenswerth; denn die geschichtliche Rolle, welche die Bastarnen spielen, ist nicht ganz unbedeutend: falls wir sie als Germanen zu betrachten hätten, so wären sie zugleich die ersten ihres Stammes, die lange vor der kimbrisch-teutonischen Wanderung in den Gesichtskreis der südlichen Culturvölker eintreten. Uebrigens ist der Schauplatz, auf dem die Bastarnen uns begegnen, zum Theile ein in weiterem Sinne österreichischer zu nennen, so dass es sich bei ihnen auch um die ersten Deutschen in Oesterreich handeln könnte, wenn man so sagen darf.

Was die vorgeschichtlichen ethnographischen Verhältnisse auf dem Boden dieses Staates anbelangt, über die ich hier zunächst eine gedrängte Uebersicht geben will, so muss immer zwischen dem Bereich, der nördlich vom böhmisch-mährischen und ungarischen Randgebirge und dem, der südlich von demselben liegt, scharf geschieden werden. Jenes Gebirge, das zur Hercynia der Alten gehört, bildet hier, wie auch weiter im Westen, eine Völkerscheide, und im Süden von dieser bereits in vorgeschichtlicher Zeit festen Fuss gefasst zu haben, kann keines von den zahlreichen Völkern, die heute die österreichisch-ungarische Monarchie bewohnen, von sich behaupten. Vielmehr

sind es thrakische und illyrische Stämme, die ursprünglich das ganze untere und mittlere Donaugebiet einnehmen. Ja, es ist selbst möglich, dass auch Böhmen noch mit zum Gebiet der Pannonier und Illyrier gehörte; doch kann es dort und anderswo natürlich auch kleinere indogermanische Völker gegeben haben, die zwischen den grösseren Mittelglieder darstellten und später in diesen aufgingen. Ob und wie weit etwa die vorgeschichtliche Bevölkerung Süddeutschlands mit den nichtindogermanischen Elementen in Zusammenhang steht, deren deutliche Spuren uns in den Alpen und im ganzen südwestlichen Europa entgegenreten, wird hoffentlich durch kranilogische Untersuchungen noch ermittelt werden. Das Eine ist gewiss, dass auch die Kelten, so ausgedehnte Gebiete sie auf österreichischem Boden lange Zeit einnahmen, doch erst ungefähr vom Beginne des 4. vorchr. Jahrhunderts an hier heimisch sind; und es geht danach, wie ich beiläufig bemerken will, keineswegs an, Fundgegenstände, die der La Tène-Periode vorausliegenden Zeiten entstammen, wie das z. B. schon bei denen des Hallstätter Grabfeldes in weit überwiegender Masse der Fall ist, als keltische zu bezeichnen. Erst mit dem Beginne der La Tène-Cultur, als deren ursprüngliche und eigentliche Träger die Kelten zu betrachten sind, dringen diese in geschlossenen Massen zu beiden Seiten der Donau von Westen her ein und schieben sich auf ihrem linken Ufer bis nach Ober-Ungarn hinein vor. Noch einige Jahrhunderte dauert es, bis auch die Germanen und nahezu 1000 Jahre, bis endlich die Slawen im Süden der Karpathen und Sudeten, eindringen und sich festsetzen. Im Norden des hercynischen Waldes und bis zu diesem hatten sich allerdings an der Oder und Elbe frühzeitig die Germanen ausgebreitet; weiter im Osten greift Galizien in jenen Bereich hinüber, der als Urheimat der Slawen zu betrachten ist. Mindestens schon zu Herodot's Zeit sind diese in der Gegend des späteren Königreiches Polen unter dem Namen *Νευροί* ansässig

und eben dort treten sie uns zur Römerzeit unter dem von Seite der Germanen für sie verwendeten Namen Venedae, Venetae (germ. *Wenedöz und *Wenethöz) entgegen; ich verweise bezüglich dieser auf Professor TOMASCHEK's Ausführungen in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der k. Akad. der Wissenschaften 1888, S. 3 ff.

Zwischen diesen Wenden nun und dem karpathischen Waldgebirge schieben sich um 200 v. Chr. die Bastarnen ein. Sie treten indess nicht nur am Oberlaufe des Dniester, sondern auch am Nordufer des Schwarzen Meeres auf; vor Allem fassen sie an den Donaumündungen und auf der durch verschiedene Arme dieses Stromes gebildeten Insel Peuke frühzeitig festen Fuss. Danach heissen sie dann auch mit einem anderen Namen Peucini, Πευκῖνοι, wenigstens der Theil des Volkes, der an der Donau sich niedergelassen hatte und von der nördlicheren Abtheilung des Volkes durch die Getensteppe getrennt war. Aber gelegentlich wird die Bezeichnung „Peukiner“ auch synonym mit „Bastarnen“ für die Gesamtheit angewendet.

So ziemlich Alles, was aus den römischen und griechischen Autoren über die Bastarnen zu erfahren ist, hat MÜLLENHOFF in seiner in so vieler Hinsicht grundlegenden „Deutschen Alterthumskunde“ gesammelt und kritisch beleuchtet. Ich verweise deshalb auf den dem behandelten Gegenstande gewidmeten Abschnitt im 2. Bande des genannten Werkes, im Besonderen auf den der Geschichte der Bastarnen gewidmeten Theil, da ich diese hier nicht näher erörtern kann.

Was uns über die Art und Sitte derselben berichtet wird, ist in mancher Richtung interessant. Nach POLYBIUS und Anderen sind es Leute von gewaltiger Leibesgestalt und Schrecken erregendem Aussehen, kriegsgeübt, verwegen und ruhmredig. Ja das Bild, das Plutarch von ihnen entwirft, lässt sie als ein Volk erscheinen, das man sich nur als eine Art Kriegerkaste, einen Kriegeradel, denken kann, für dessen Lebensbedürfnisse durch Hörige gesorgt wird. Nach seinem Zeugnisse kennen sie weder Ackerbau noch Schiffahrt, noch leben sie von der Viehzucht, einzig und allein bedacht, sich für den Krieg auszubilden und die zu besiegen, die sich ihnen entgegenstellen: ἀνδρες οὐ γεωργεῖν εἰδότες, οὐ πλεῖν, οὐκ ἀπὸ ποιμνίων ζῆν νέμοντες, ἀλλ' ἐν ἔργον καὶ μίαν τέχνην μελετῶντες, αἰεὶ μάχεσθαι καὶ κρατεῖν τῶν ἀντιτατομένων. (Plut. Aemil. Paul, c. 12.) Man vergleiche übrigens mit dieser Stelle die anklingenden Worte des Tacitus, Germania 14: „nec arare terram aut expectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostem et vulnera mereri, pigrum quin immo et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare.“ („Das Land zu bestellen und den Ertrag des Jahres abzuwarten, dazu wird man sie nicht so leicht bewegen können, als den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen. Als Faulheit, ja als Feigheit gilt es, das im Schweisse seines Angesichtes sich zu erwerben, was man mit seinem Blute gewinnen kann.“) Beifügen will ich, dass hier nicht von den Germanen im Allgemeinen, sondern von deren jungem Adel die

Rede ist, dessen eigentlichster Beruf das Waffenhandwerk war. Da die Bastarnen ein recht ausgedehntes Gebiet bewohnen, so liegt wirklich die Annahme nahe, dass sie nur als das herrschende Element über dasselbe vertheilt waren gegenüber slawischen oder karpodakischen Hörigen. Es ist aber dagegen nur zu bedenken, dass die Schilderung des Polybius und Plutarch nach den gerade auf kriegerischen Unternehmungen begriffenen, oder als Söldner dienenden Bastarnen gegeben ist, und dass deshalb das Volk doch daneben eine friedliche Beschäftigung gekannt haben kann. Die Lieder der deutschen Lanzknechte geben vielfach ähnlichen Gesinnungen Ausdruck, wie sie den Bastarnen von Plutarch zugeschrieben werden; auch der Lanzknecht verschmäht es, beim Bauern Knecht zu bleiben, wo er dreschen und rotten und hacken muss, dass der Schweiss ihm ausbricht, und dann mit saurer Milch fürlieb nehmen muss, während er, seit er dem Könige der Franzosen oder sonst einem Herren dient, als ein freier Held daherzieht und herrlich lebt. Und gewiss ist das ganze Lanzknechtwesen mit ein Beweis des kriegerischen Geistes des deutschen Volkes; aber doch wäre es gefehlt gewesen, wenn etwa ein Italiener des 16. Jahrhunderts alle Deutschen so wie die Lanzknechte und Schweizer sich vorgestellt hätte. Ja, diese selbst werden vielfach, wenn nirgends etwas los war, es nirgends Sold und Beute zu holen gab, wieder zum Pflug zurückgekehrt sein. Aehnliches dürfen wir uns wohl von den Bastarnen vorstellen. Was übrigens ihre Reisläuferei betrifft, so haben sie diese mit den Germanen aller Zeiten gemein; aber freilich auch mit den Galliern.

Und dasselbe gilt von ihren übrigen Eigenthümlichkeiten; von ihrer Trunkliebe z. B., von ihrer bereits erwähnten, den Südländern auffälligen Körpergrösse und stürmischen Tapferkeit; von der Sitte, Weiber und Kinder auf Wagen in den Krieg mitzuführen, von der Gepflogenheit ihrer Reiter, mit je einem Fusskämpfer, einem Parabatan, an der Seite zu fechten, von ihrer Führung durch Könige und Häuptlinge aus edlem königlichen Geschlechte, von denen einer im Kriege als Herzog an die Spitze des Volkes tritt. Alle diese Züge sind Kelten und Germanen gemeinsam, wie MÜLLENHOFF a. a. O. S. 106 mit Recht hervorhebt; nur möchte ich doch hinzufügen, dass sie uns bei den Germanen zu Beginn ihrer Geschichte alle noch mit grösserer Lebhaftigkeit und Frische entgegentreten, bei den Kelten aber zur selben Zeit schon vielfach verblasst sind. Ein entscheidendes Ergebniss in der Frage nach dem Volkstume der Bastarnen ist aber aus ihnen nicht zu gewinnen.

Was die unmittelbaren Zeugnisse über dieses betrifft, so steht es damit folgendermassen: Eine Inschrift aus Olbia, der griechischen Pflanzstadt an der Bugmündung, wahrscheinlich aus dem Anfange des 2. Jahrhunderts — ich werde auf dieselbe noch zurückkommen — berichtet uns von einem Bündnisse der Skiren und Galater gegen die genannte Stadt, und MÜLLENHOFF hat mit ZEUSS (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 128) angenommen, dass unter den

Galatern hier die Bastarnen gemeint sind. Galater und Gallier werden sie auch von Polybius und seinen Nachfolgern genannt; aber mit gutem Grunde legt diesen Bezeichnungen MÜLLENHOFF kein Gewicht bei, da es sich um eine Zeit handelt, in der man Germanen sonst noch nicht kennen und am allerwenigsten als ein besonderes Volk von den Kelten zu trennen gelernt hatte. Auch dass König Philipp auf eine Verständigung zwischen den Bastarnen und den unzweifelhaft keltischen Skordiskern wegen der Gleichheit ihrer Sprache und Sitte gehofft habe, wie Livius dem Polybius folgend berichtet, kann letzterer, da er des Königs Gedanken kaum wirklich so genau gekannt hat, diesem leicht untergelegt haben, wenn ihm nur selbst die sprachliche Einheit der Skordisker und Bastarnen nicht zweifelhaft erschien; nur für diese Ansicht des Historikers gibt eigentlich jene Stelle Zeugnis.

Strabo hingegen, der bereits einer Zeit angehört, in der man mit Germanen nähere Bekanntschaft gemacht hatte, vermuthet bereits, dass die Bastarnen Germanen seien. Plinius vollends stellt sie als eine eigene Hauptabtheilung dieser Nation auf und Tacitus schreibt ihnen ausdrücklich zu, dass sie *sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt*, d. h. unter Anderem: germanisch sprechen.

Und diesen Zeugnissen stehen nach MÜLLENHOFF die wenigen erhaltenen bastarnischen Eigennamen mindestens nicht entgegen. Bastarnae oder Basternae, wie ebenso oft geschrieben wird, ist zwar bisher nicht befriedigend erklärt, doch weist MÜLLENHOFF auf die gleiche Ableitung noch in anderen deutschen Worten hin. Der Name einer Unterabtheilung der Bastarnen, Ἄττρονοι, scheint verderbt zu sein (wäre übrigens auch im Keltischen ohne Etymologie), ein anderer Name dagegen, der gleichfalls als der eines ihrer Stämme bezeugt ist, Sidones, ist entschieden germanisch, da demselben ein altwebischer Mannsname Sido, ahd. Sito, zur Seite steht, überdies ein in den meisten germanischen Sprachen erhaltenes adj. gemeingerm. *sidoz, herabhängend, herabreichend, so dass altgerm. *Sídenez die am Gebirgsabhang wohnenden bezeichnen würde. Von den drei erhaltenen Personennamen vergleicht sich dem einen Δέλδων ein alemannischer, Talto — vor der hochdeutschen Lautverschiebung musste er Dalto lauten; der andere, Clondicus, ist ein und derselbe wie der kimbrische, also sicher germanische, wengleich ebenfalls verderbt überlieferte Claodicus (ahd. *Hludih), und Cotto lässt sich mit alts. Goddo vergleichen. Ich bringe das Alles nach MÜLLENHOFF, möchte aber zugleich bemerken, dass mir bei dem letztgenannten Namen, bei Cotto, doch eine Beziehung zum Keltischen, wie Cottalus, Cottius, Atecotti, näher zu liegen scheint. Dagegen zweifle ich nicht, dass Teutagonus, der Name des bastarnischen Führers bei Valerius Flaccus, wie MÜLLENHOFF annimmt, von diesem Dichter frei erfunden ist. Abgesehen davon, dass derselbe bei Historikern nicht genannt ist, also kaum wirklich bastarnisch sein kann, ist gonus doch nichts anderes als griech. γόνος in Namen wie Θεόγονος, Ἀντίγονος und vielen anderen; keltisch müsste genos dafür stehen und der ganze Name Teutogenos lauten;

auch der Compositions-vocal a ist der keltischen Sprache nicht gemäss.

Ich denke, man hätte nach all dem allgemein es als erwiesen betrachtet, dass die Bastarnen wirklich als Germanen anzusprechen seien, wenn nicht ein ausgezeichnete österreichischer Gelehrter, Prof. TOMASCHEK, in Vertretung einer gegentheiligen Ansicht auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam gemacht hätte, dass die bei Ptolemäus überlieferten Ortsnamen des bastarnischen Gebietes keltisches Gepräge an sich tragen. TOMASCHEK hat seine Einwendungen gegen MÜLLENHOFF in seiner Kritik des 2. Bandes der deutschen Alterthumskunde ausgesprochen, die in den Göttinger Gelehrten-Anzeigen 1888 erschienen ist, und ich kann es mir nicht versagen, dieselben hier in vollem Wortlaute anzuführen. Es heisst a. a. O. S. 300: „Germanische Volkselemente waren bei den Bastarnen sicherlich vorhanden, wie schon aus der Waffen-genossenschaft der ostdeutschen Skiren von der unteren Weichsel erhellt; der führende und herrschende Theil der Nation kann trotzdem volkisch gewesen sein. MÜLLENHOFF fragt S. 106: „wie kämen doch Kelten auf die Nord- und Ostseite der Karpathen?“ Wir antworten: ebenso, wie sie in den Haemus und nach Kappadocien vorgedrungen waren, mit dem Rechte des Schwertes. Eine deutlich ausgesprochene, gallische Nomenclatur tritt auf den Karten des Ptolemäus längs der ganzen Donau, im Marchgebiet, entlang dem Karpathengürtel und dem Tyrasstrom bis zu den Donaumündungen zu Tage. Wir nennen blos Μελιόδουνον, Εβουρόδουνον, Καρρόδουνον, wahrscheinlich Orte der Σίδονες, ferner am Tyras Καρρόδουνον, Ουίβανταουάριον und an der Donaumündung Ἀλιόβριξ im Gebiet der Βριτολάγαι. Im ungarischen Erzgebirge können die Κέτινοι, Ostnachbarn der Σίδονες, ebensogut für eine volkische Abtheilung gelten; gewiss auch die Ὀμβρωνες, Τευρίσχοι, Ἄναρτοι. Die oben angeführten Eigennamen können ebensogut für keltisch gelten, selbst der bastarnische Heros Teutagonus beim Dichter Valerius Flaccus mag sein Recht behaupten. Der germanische sermo bei Tacitus kann wie der britische sermo der Esten auf oberflächlicher Beobachtung beruhen. Die politische Führerschaft lag wenigstens für die ältere Zeit bei dem volkischen Elemente; die Gesamtbezeichnung der Nation Bastarnae, worin in der That ahd. bestan, altn. basta „binden“ zu stecken scheint, also die „Verbündeten“, deutet auf eine Conföderation wenigstens zweier verschiedenartiger nationaler Elemente . . .“

Es sei mir nun gestattet, zunächst auf die angeführten Namen, denen ich noch ein Novidunum aus der Dobrudscha nach Ptolemäus und der Tabula Peut. beifüge, näher einzugehen. Als Grundwort tritt uns in den meisten derselben das Wort dūnum entgegen, wie übrigens noch in einer Unzahl anderer keltischer Ortsnamen; ich führe als Beispiele nur Augustodunum, Autun, und Lugudunum, Lyon, an. Das in altkeltischer Sprachform dūnon lautende Wort, irisch dūn, „Burg, Stadt“, ist unverwandt mit unserem deutschen „Zaun“, aus dem gemeingermanischem Stamme tūno-, der eigent-

lich den umhegten Ort bedeutet, aber im Englischen town, gerade wie im Keltischen, die Bedeutung Stadt angenommen hat. Ebenso finden sich im Altnordischen Ortsnamen mit tūn gebildet, z. B. Noátún, „Schiffsburg“, der mythische Wohnort des Gottes Njördr. Danach könnte es auch sonst noch Orte auf tūn gegeben haben, die gewiss in lateinischer Transcription mit solchen auf dūnum zusammengeworfen worden wären, geradeso, wie die Römer in den ersten Jahrhunderten nach ihrem Bekanntwerden mit den Germanen das rīks, Stamm rik, in deutschen Personennamen durch das ihnen von keltischen Namen her geläufige rix (d. i. rīgs), rīgīs, ersetzen, also z. B. im Ablativ Mallorige schreiben statt Mallorice, wie es bei genauerer Wiedergabe des Namens, der im Germanischen Mathloriks lautete, hätte heissen sollen; oder germanisch Theudo — durch gleichbedeutendes keltisches teuto — z. B. in Teutoburgius saltus. Ueberlieferte Namen auf dūnum sind darnach kein gerade vollgiltiger Beweis für keltische Bevölkerung der betreffenden Gegend. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit wird sich für eine solche doch aus ihnen ergeben, deshalb nämlich, weil für südgermanische Bevölkerung zur Römerzeit eine häufige Verwendung von Tūn in Ortsbezeichnungen nicht voraussetzen ist. Wichtig ist es natürlich, ob auch die Bestimmungsorte sich als keltisch erweisen.

Zunächst tritt uns hier zweimal Carro entgegen. Es ist dies ein unzweifelhaft keltisches Wort, das Wagen bedeutet; aber dasselbe ist durch Entlehnung auch in's Romanische und in's Germanische gedrungen, wie noch unser „Karren“ beweist, und zwar schon sehr frühzeitig; denn in einer Zusammensetzung ist es bereits wieder aus dem Germanischen in's Lateinische gedrungen. Ein germ.-goth. carrago, „Wagenburg“ (für *carr-hago, gebildet wie an. bord-haga „Schildburg“), überliefert Amm. 31, 7 (Trebellius Gallien. 13 und Claud. 8), worauf KLUGE im Grundriss der germ. Philologie, I. Bd., S. 307, aufmerksam macht. Zur Römerzeit ist also carro- auch schon germanisch. Corrodūnum fällt mit jenem carrhago in seiner Bedeutung fast zusammen, und es liegt nahe, bei den Orten dieses Namens, zu denen noch ein dritter in Vindelicien und ein vierter in Pannonien dazukommt, an die Entstehung aus dem letzten Lager, der letzten Wagenburg eines nach der Wanderung sich ansiedelnden Stammes zu denken. Allein eben, weil der Ortsname mehrfach begegnet, wird es sich noch mehr empfehlen, an die grossen Ansammlungen von Wagen auf russischen und selbst schon ungarischen Markorten zu erinnern. Ich glaube, dass auch jene Carrodunum Plätze gewesen sind, die vielleicht für gewöhnlich gar nicht besonders zahlreiche Bewohner aufwiesen, in denen aber zu gewissen Marktzeiten Krämer mit ihren Karren in grossen Massen zusammenkamen. Diese mögen sie, um vor Handstreichen sicher zu sein, wie es sonst auf Kriegszügen üblich war, im Kreise aneinandergestellt haben. Aber auch eine massenhafte Ansammlung von Wagen allein würde den Ausdruck Carrodunum, Wagenstadt, rechtfertigen.

Gleichfalls als keltisch wird man das Eburo- in Eburodunum ansprechen dürfen. Aber das irische ibar, „Eibe“

und „Eberesche“, mit dem man es zusammenbringt, hat, wie eben unsere Eberesche zeigt, doch auch im Germanischen eine Entsprechung, und hier gibt es ausserdem noch einen Wortstamm eburo-, Eber. Einzig das zahlreiche Vorkommen des Eburo- in Namen aus rein keltischen Gebieten spricht dafür, dass wir es hier eher mit einer keltischen Bezeichnung zu thun haben.

Auch Melio- in Meliodunum hat gallische Ortsnamen, wie Melibodium, Mellodunum zur Seite. Zumal letzteres ist wichtig, da es gerade so aus Meliodunum entstanden sein wird, wie Allobroges aus Aliobroges. Mit Mellodunum vergleicht GLÜCK „Die keltischen Namen bei Cäsar“, S. 139, irisch meall, älter mell (collis, locus editus). Vielleicht darf man aber eine keltische Entsprechung zu griech. μέλις, „Esche“, muthmassen, so dass Meliodunum gleicher Bedeutung wie Askiburgium wäre.

Novio- in dem wiederholt vorkommenden Noviodunum ist gall. novio-, „neu“, das zu gleicher Zeit germanisch newjo- geheissen hätte. Aber der in römischem Gebiete liegende Ort konnte allenfalls ebenso durch keltische Soldaten in römischem Dienste seinen Namen erhalten haben, wie das durch germanische bei Teutoburgium in Pannonien der Fall war.

Das varion in Vibantavarion stellt sich keltischen Namen, wie Argentovaria im Elsass und anderen, an die Seite. Daneben gibt es aber wiederum ein germ. Verbum warjan, wehren und wohnen, und ein Substantiv *warjōz oder *wariz, das in zahlreichen Zusammensetzungen auftritt und Bewohner bedeutet, z. B. in den altgermanischen Völkernamen Chasuarii, Amsivarii, Angrivarii, d. i. Anwohner der Hase, der Ems, Bewohner des Angers, oder in Bajoarjā, Bewohner von Baja, „Böhmen“, *Marhvarjā, „Mährer“, Anwohner der March. Und abgesehen von unserem deutschen Wehr, ahd. Wari, besitzen wir im Altn. noch ein von diesem verschiedenes ver, n., das in der Zusammensetzung legver, z. B. (Lager)statt bedeutet und geradezu auf älteres germ. *warjo (n.) zurückgeht. Wie Chasu-, Amsivarii, Mährer Anwohner an Flüssen, so könnte schliesslich Vibantavarion — es ist das natürlich nur eine Möglichkeit — den Ort an einem Flusse oder Bache Vibanta bedeuten, und auch dieser könnte ganz gut germ. benannt sein, da es eine germ. Wurzel wib, wip, sich rasch (hin und her) bewegen, gibt und dabei an Flussnamen, wie Schwinge und Springe, vor Allem aber an die zu jener Wurzel gehörige Wipper (MÜLLENHOFF D. A. II., S. 215) erinnert werden könnte. Die gleiche Erklärung gestattet aber auch das Keltische.

Der interessanteste der bastarnischen Ortsnamen ist aber jedenfalls Aliobrix. Dies Wort ist etymologisch ganz durchsichtig, denn alio deckt sich mit gemeineuropäisch aljo, im Besonderen keltisch und gemeinermanisch aljo, „fremd“, „anders“ und brix ist jedenfalls unser burg, gallisch briga. So wie Elsass, früh mlat. Alisatia, das Land am anderen, fremden Rheinufer, so ist Aliobrix die Burg im Fremdland, im Ausland, und ein solcher Name ist für eine der südlichsten Ansiedlungen der Bastarnen höchst zutreffend. Da, wie schon Elsass zeigt, aljo- im Deutschen lautgesetz-

lich zu el wird, so ist das niederländische Elburg in der Provinz Geldern eigentlich wohl ganz dasselbe wie Aliobrix. In dem Grundworte, in brix, burg, hat die indogermanische Ursprache noch keinen Vocal entwickelt, vielmehr liegt tönendes r vor; die Wurzel ist also indogerm. als bhrgh anzusetzen, und daraus muss nach den Lautgesetzen beider Sprachen im Keltischen brig, im Germanischen burg entstehen. In seinem Vocal steht also brix, und das ist ausschlaggebend, auf Seite des Keltischen. Aber in seiner Endung schliesst es sich an's Germanische an, denn hier ist burg, dessen Nominativ gemeingerm. burgz, burgs lautete, ein consonantischer Stamm, während das briga in keltischem Namen auf eine Bildung mit Suffixvocal hinweist. Wir sollten danach entweder Aliobriga oder, bei unmittelbarer Uebnahme des Namens aus dem Germanischen in's Griechische, Ἀλιόβυρξ erwarten. Dass übrigens auch eine Verderbniss hier nicht ausgeschlossen ist, zeigt die griechische Schreibung Ἀλλόβριγες für die gallischen Allobroges. Allobrogs hiesse Fremdland, passt also weniger für einen Ortsnamen.

Es muss hier freilich noch darauf hingewiesen werden, dass bei Ptolemäus nicht Alles am rechten Platze steht, worauf schon Ζεῦς S. 762 mit dem Hinweisse aufmerksam gemacht hat, dass bei ihm z. B. Καμβόδουον, Kempten, östlich von Αὔγουστα Οὐενδελακῶν, das deutlich thrakische (dakische) Σετίδαυα hoch im Norden über Καλισία (Kalisch?) angesetzt ist. Aber Aehnliches gilt sicher nicht von allen den früher besprochenen Namen, am wenigsten von den am Tyras genannten Orten. Und wenn auch jeder einzelne von diesen, wie früher ausgeführt wurde, nicht schwer in's Gewicht fällt, so summiren sich doch diese kleinen Werthe, und es ergibt sich schliesslich bei aller Skepsis doch ein Argument, das in Rechnung gebracht werden muss.

Dass wirklich ein keltischer Bestandtheil in den Bastarnen steckt, das wird auch durch die schon erwähnte olbische Inschrift erwiesen. „Galater und Skiren,“ berichtet dieselbe, „hatten einen Bund geschlossen und eine grosse Macht zusammengebracht, um im Winter die Stadt anzugreifen: Γαλάτας καὶ Σκίρους πεποιθῆσαι συμμαχίαν καὶ δύναμιν συνήχθαι μεγάλην καὶ ταύτην τοῦ χειμῶνος ἤξειν“, siehe MÜLLENHOFF D. A. II., S. 110. Die hier genannten Skiren sind, darüber besteht kein Zweifel, der ostgermanische Stamm der Skiren, der in der Völkerwanderungszeit nachmals eine Rolle spielt und sonst zuerst von Plinius im Osten der Weichsel an der Seite der Wenden genannt ist. Sie werden darnach, da an der Weichselmündung an ihrem rechten Ufer die Gothen sassen, gegen Süden zu deren Nachbarn gewesen sein. Den Bastarnen stehen sie also auch später noch räumlich näher als andere Germanen. Germanen aber sind sie auf jeden Fall, das beweisen ihre Stammsitze an der Seite der Gothen, die bei ihnen vorkommenden Personennamen und ihr Stammname selbst, der ein deutsches Wort ist und „clari“ bedeutet. Dass sie mit Galatern als Feinde Olbias genannt werden, lässt es ausgeschlossen erscheinen, dass diese Galater etwa von der Balkanhalbinsel her-

kamen: wie hätten sie dann mit Weichselgermanen ein Bündniss eingehen können? Aber diese Galater müssen auch wirkliche, echte Galater gewesen sein, nicht wie MÜLLENHOFF annimmt, Germanen, auf die der Name mit Unrecht angewendet wurde; denn sonst hätten ja auch die Skiren ebenso bezeichnet werden müssen; es wäre so wenig angegangen, von Galatern und Skiren zu sprechen, als wir von Deutschen und Baiern, oder von Slaven und Tschechen sprechen können. Die Verbindung Γαλάτας καὶ Σκίρους beweist, oder macht es mindestens sehr wahrscheinlich, dass die Galater hier keine Germanen und die Skiren keine Galater sind.

Vor Olbia also treten uns noch zwei Völker, Germanen und Kelten, entgegen. Es fragt sich, wie sich die Bastarnen dazu verhalten. Wird sich der ausgewanderte Theil der Skiren wieder in seine von Olbia doch recht entfernte Heimat zurückbegeben haben, nachdem er einmal den reichen Süden kennen gelernt hatte? Und ist es wahrscheinlich, dass die Skiren, wie man aus allen Analogien schliessen darf, ihren galatischen Bundesgenossen gegenüber der energischere Theil, diesen allein den Lohn gemeinsamer Mühen und Kämpfe überlassen hätten. Ich denke nicht. Blieben sie aber auf dem eroberten Boden, so sind naturgemäss die späteren Bastarnen auch theilweise ihre Nachkommen, also ein gallogermanisches Mischvolk.

Und das drückt, glaube ich, auch schon ihr Name selbst aus. Doch geht es nicht an, diesen als eine Ableitung von ahd. bestan, altn. basta, zu betrachten, da erstlich derartige Verbalableitungen (auf arn, ern) im Germanischen unbelegt und jene Verba selbst nur Ableitungen von unserem Bast sind und ursprünglich „mit Bast binden“ bedeuten.

Darnach könnte höchstens ein Zusammenhang mit Bast selbst bestehen, doch ergibt sich dabei keine ansprechende Bedeutung. Betrachten wir uns das Suffix in Bastarnae oder Basternae, wie ebenso oft geschrieben wird, näher, so stellt es sich als dasselbe dar, das in goth. viduvairna, Waise, oder in unserem Dirne, das goth. thivairnô wäre, vorliegt. Viduvairna, „Waise“, gehört zu viduvô, Witwe, und bedeutet ursprünglich Sohn der Witwe; ebenso gehört *thivairnô zu thius (gen. thivis) Knecht, heisst also Tochter des Knechtes. In beiden Fällen bezeichnet die Ableitung eine Beziehung durch Abstammung. Darnach wird auch für den Namen Bastarnen oder Basternen eine ähnliche Bedeutung des Suffixes vorauszusetzen sein.

Bast bedeutet im Altfranzösischen und Mittelenglischen soviel als ungesetzliche Ehe; noch erhalten ist eine Ableitung davon in unserem Bastard, dem altfranzösisches bastard zu Grunde liegt. Auch das Suffix hard, mit dem dies Wort gebildet ist, stammt übrigens aus dem Germanischen, ist jedoch als solches jungen Ursprunges, da es erst aus dem Compositions-gliede hard in Eigennamen hervorgegangen ist. Wenn der Grundbestandtheil in beiden Wörtern wirklich derselbe ist, verhält sich also der Name Bastarnen zu Bastard, wie eine alterthümliche Bildung zu einer jungen und bedeutet soviel als „Sprossen aus ungesetzlichen Ehen“, und als solche galten nach alt-

Quadrat, welches den Füllungsrahmen des Ornamentes bildet, ganz sicher auf der Spitze steht (vom anderen kann es nicht bestimmt behauptet werden; briefliche Mittheilung vom 20. October 1890), eine Erscheinung, die ich in meiner Abhandlung bereits einer eingehenden Besprechung unterzogen habe.

6. Herr Dr. A. Riegl übersendet eine Mittheilung über

Neuseeländische Ornamentik.

Ein völlig ungetrübtes Bild vom Urzustande der Menschheit wird man von den sogenannten Naturvölkern heute nicht mehr verlangen können. Dies gilt auch mit Bezug auf die Ornamentik, mit welcher die Wilden ihre Geräthe und Waffen verzieren. Untersuchungen auf diesem Gebiete erheischen daher die grösste Vorsicht, und darin liegt es wohl auch begründet, dass die Anschauungen über die Anfänge der Kunst des Schmückens heute noch so wenig geklärt sind und zum Theile weit auseinandergehen. Wenn wir nur auf irgend einem isolirten Punkte eine in sich abgeschlossene Entwicklung beobachten könnten, die, von Anbeginn auf ihren eigenen Spuren wandelnd, von fremden Einflüssen unberührt geblieben ist! Methodischer Forschung möchte es da vielleicht gelingen, aus den vorhandenen Denkmälern im Wege des schrittweisen Zurückgehens auf der Bahn der logischen, von auswärts ungebrochenen Entwicklung mit Hilfe der überkommenen rudimentären Elemente die primitiven Aeusserungen des menschlichen Schmückungstriebes bestimmter zu fassen. Aber auch die Voraussetzung einer isolirten Entwicklung scheint nirgends mehr auf dem Erdball vollständig zuzutreffen. Wir werden uns bestenfalls mit relativ minder beeinflussten und getrübten Culturen begnügen müssen; wo aber solche uns entgegentreten, da hat die Forschung zunächst einzusetzen, wenn sie es versuchen will, die Anfänge der Kunst des Schmückens aufzuhellen.

Ein solches Volk, dessen Culturentwicklung durch Dazwischenkunft fremder Elemente — wenigstens, soweit wir zu sehen vermögen — verhältnissmässig in sehr geringem Masse beeinflusst worden zu sein scheint, sind die Maori auf Neuseeland. Hiefür spricht vor Allem der Umstand, dass diesem Volke in dem Augerblicke, da die von ihm bewohnten Inseln von den Europäern entdeckt wurden, der Gebrauch der Metalle vollständig unbekannt war. Man wird in Folge dessen geneigt sein anzunehmen, dass die Maori auf der Bahn der menschlichen Culturentwicklung niemals über jenen Punkt hinausgelangt sind, den wir mit dem allgemeinen, freilich nur sehr relative Bedeutung besitzenden Ausdrucke „Steinzeit“ zu benennen pflegen. Da aber in anderen Weltgegenden schon durch viele Jahrtausende hindurch der Gebrauch der Metalle bekannt war, so stünde weiters zu vermuthen, dass die Maori seit ebenso vielen Jahrtausenden ausser Verkehr mit den vorgeschrittenen Culturländern gestanden sind, daher auch ihre Cultur und Kunst von dieser Seite keinerlei Beeinflussung, weder Förderung noch Hemmung, erfahren haben konnte.

Freilich lassen sich gegen die eben gezogenen Folgerungen Einwände finden, die die Nothwendigkeit von der Annahme einer seit Jahrtausenden autochthonen Entwicklung der Cultur auf Neuseeland nicht so schlechthin zwingend erscheinen lassen. Konnten die Maori z. B. nicht ursprünglich vor ihrer Einwanderung auf Neuseeland die Kenntniss der Metalle und ihrer Bearbeitung besessen und erst auf der metalllosen Insel diese Kenntnisse nothgedrungenenerweise vergessen haben? Denkbar wäre dies immerhin; aber selbst in diesem Falle darf uns schon der eine Umstand äusserst werthvoll erscheinen, dass die Neuseeländer bereits seit sehr langer Zeit — nach ihrer theilweise sehr vorgeschrittenen und doch völlig eigenthümlichen Ornamentik zu schliessen wohl schon seit Jahrtausenden — sich selbst überlassen geblieben, und namentlich ausser Berührung mit der metallreichen ostasiatischen Culturwelt gestanden sind. Denn so wie die altägyptische und die assyrische Cultur auf die vorhellenische der Mittelmeerländer, wie die Mittelmeercultur auf die nordisch-prähistorische, so hat die chinesische Cultur auf diejenige der Inseln des Stillen Oceans vielfach verwirrend eingewirkt. Dieser missliche Umstand, der z. B. die Untersuchungen über die Ornamentik der Sundainseln-Völker so sehr erschwert, darf bei Betrachtung der neuseeländischen Kunst glücklicherweise in Wegfall kommen.

Man musste daher mit Befriedigung die Nachricht begrüssen, dass in jüngster Zeit ein verdienstvoller österreichischer Reisender und Forscher, Herr ANDREAS REISCHNEK, eine Collection namentlich älterer Erzeugnisse der eingeborenen Neuseeländer nach Wien gebracht und im k. k. naturhistorischen Hofmuseum dem Studium zugänglich gemacht hat. Als ich mich aufmachte, diese Collection unter der Führung des liebenswürdigen und entgegenkommenden Sammlers in Augenschein zu nehmen, trug ich mich zwar, durch anderweitige Erfahrungen skeptisch gemacht, keineswegs mit der stolzen Hoffnung, es möge sich mir diesmal „manches Räthsel lösen“. Um so angenehmer war ich überrascht, dass mir durch die Betrachtung der REISCHNEK'schen Sammlung Veranlassung zu Wahrnehmungen geboten wurde, die zwar an und für sich nicht beanspruchen können, eine von den fundamentalen Stylfragen der Ornamentik zur definitiven Lösung zu bringen; aber als Beiträge zu einer dereinstmaligen Lösung dürften sie vielleicht eine Veröffentlichung vor Fachkreisen verdienen, obzwar ich Niemandem zumuthe, dass er an dem Gegenstande dasselbe bedeutsame Interesse nehmen solle, wie Jemand, der sich mit der Untersuchung ornamentaler Stylfragen im Besonderen befasst.

Was die neuseeländische Ornamentik schon bei oberflächlicher Betrachtung interessant erscheinen lässt und zu einem eingehenderen Studium derselben einladet, das ist ihr ganz bestimmter und geschlossener Charakter. Es ist kein Sammelsurium von undefinirbaren Kleksen, hinter welchen sich weiss Gott welches aus der Fremde zugeführte Motiv verbirgt. In der Ornamentik der Maori haben wir es vielmehr zu thun mit einer kleinen Auswahl ganz bestimmter Motive

germanischer Anschauung auch diejenigen, welche zwischen Gliedern fremder Stämme geschlossen wurden. Recht bedeutsam ist es, dass den Bastarnen von Tacitus wirklich *connubia mixta* zugeschrieben werden, freilich solche mit Sarmaten.

Wenn ich mir den ganzen Hergang richtig vorstelle, so hat also um 200 v. Chr., vielleicht sogar früher, ein galatisches Volk von dem damals keltischen Mähren oder Ober-Ungarn aus die mährisch-schlesische Wasserscheide oder den Jablunka-Pass überschritten, sich dann im Weichsellande mit einem Theile des germanischen Stammes der Skiren verbunden, um vereint mit diesem gegen Südwesten den Dniester abwärts bis Olbia und zu den Donaumündungen erobernd vorzudringen. Aus der Mischung beider Stämme entstand das Volk der Bastarnen, das anfangs natürlich doppel-sprachig gewesen sein wird, so dass wirklich im Jahre 182 eine Verständigung zwischen ihnen und den keltischen Skordiskern noch möglich gewesen sein könnte. Später gewinnt das Germanische die Oberhand und darum erscheinen sie auch den Römern als Germanen. Dass letztere Sprache schliesslich den Sieg davontrug, kann sowohl durch ursprüngliches numerisches Uebergewicht des skirischen Elementes als durch den Umstand bewirkt worden sein, dass die Bastarnen über den Karpathen von anderen Kelten getrennt waren, hingegen an der Weichsel mit germanischen Stämmen in Verkehr standen. An ihrem *germanicus sermo* zu Tacitus' Zeit möchte ich doch auf keinen Fall zweifeln. Keltischer Nomenclatur steht bei ihnen doch auch Germanisches gegenüber, so *Sidones* und nach dem vorhin Erörterten auch *Bastarnae* selbst. Ja sogar ein zweifellos germanisch gebildeter Localname aus bastarnischem Bereich lässt sich nachweisen, nämlich der Name *Fl. Agalingus*, den die *Tabula Peutingeriana* an den Oberlauf des Dniester setzt. Aber auch um die keltischen Ortsnamen bei den Bastarnen zu erklären, braucht man nicht an ein Ueberwiegen des keltischen Elementes zu denken, denn Städtegründungen sind auf jeden Fall eher von einem keltischen Bestandtheil des Volkes ausgegangen; wissen wir doch, dass die Germanen fast ausnahmslos in offenen Dörfern, nicht in Städten oder befestigten Orten wohnten.

Zum Schlusse sei mir nur noch ein Seitenblick auf das archäologische Gebiet in engerem Sinne gestattet. Wir wissen, dass den Kelten und Germanen in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten die sogenannte *La Tène-Cultur* eigen ist. Auch Waffen und Geräthe der Bastarnen werden die gleichen gewesen sein, wie die ihrer Stammesgenossen. Mir ist allerdings nicht bekannt, ob in Galizien bereits Fundgegenstände vom *La Tène*-Typus zu Tage gekommen sind; ist es nicht der Fall, so sind solche aber jedenfalls für die Zukunft zu gewärtigen.

Am 31. October 1890 wurde im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Club einem Theile der Mitglieder der Anthropol. Gesellschaft die *tätowirte Amerikanerin Irene* vorgestellt. Universitäts-Professor Dr. Moriz

Kaposi hielt bei dieser Gelegenheit einen kleinen erläuternden Vortrag über Tätowirung. Es wurde constatirt, dass die Tätowirungsmuster der *Miss Irene* keinerlei ethnographisches Interesse darbieten, da dieselben verschiedene Phantasiefiguren und Muster darstellen und eigentlich von vorneherein auf Speculation berechnet worden sein mussten, um die junge Dame zu einem interessanten Schauobjecte zu machen. Die Ausführung der angeblich mit einigen zu einer Reihe zusammengefassten Stahlnadeln angefertigten Tätowirung erregte das lebhafteste Interesse der Versammlung.

Monats-Versammlung am 11. November 1890.

Vorsitzender: FERDINAND FREIH. V. ANDRIAN-WERBURG.

Der Vorsitzende begrüsst die zur ersten Versammlung nach den Sommerferien zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste.

1. Herr Professor Dr. Rudolf Hoernes aus Graz bespricht:

Eine Doppelhalsurne von Marz im Oedenburger Comitate (Ungarn).

Ueber die Tumuli der Hallstätter Epoche bei Marz habe ich im zweiten Jahresberichte des seither eingegangenen Anthropologischen Vereines in Graz 1879 eine kleine Mittheilung veröffentlicht, welche die von mir im Sommer des genannten Jahres auf den Lebern zwischen Marz und Rohrbach gemachten Funde zum Gegenstande hatte. Unter diesen Funden verdient zunächst eine seither in der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zur Schau gestellte Urne mit zwei handartig gestalteten Ansätzen Erwähnung, welche ich auf der der erwähnten Mittheilung beigegebenen Tafel in Fig. 1 zur Abbildung brachte. Eine ausführlichere Mittheilung über die Lebern bei Marz und die daselbst gemachten Funde werden wir binnen kurzer Zeit durch eine Abhandlung des Herrn Custos F. HEGGER erhalten, welche in den Berichten der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften erscheinen wird. In dieser Abhandlung wird Herr Custos HEGGER die Ergebnisse seiner eigenen umfassenderen Grabungen bei Marz darlegen, und auch die erwähnte Urne neuerdings zur Abbildung bringen, da dies durch mich nur in unzureichender Weise geschehen konnte, nachdem die Mittel des einstigen Anthropologischen Vereines in Graz eine entsprechende Reproduction nicht zuliesse.

Verschiedene Umstände hinderten mich lange Zeit, einige in zahlreiche Fragmente zertrümmerte, aus demselben Tumulus wie die rothe Urne mit den zwei handartigen Henkeln stammende Gefässe zu restauriren, und die Scherben derselben wären vielleicht noch durch ein Decennium liegen geblieben, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, bei dem heuer vom h. Ministerium für Cultus und Unterricht angeordneten Umzuge der geologischen Sammlung der Universität Graz in das Ex-Jesuitengebäude mit allem alten Materiale aufzuräumen.

und mit einem ebenso bestimmten Decorationssystem: Beides untrügliche Beweise einer seit Langem geübten und ausgebildeten Kunst.

Dasjenige Motiv, das uns vor allen anderen in die Augen springt, ist die Spirale. Die Spirale als Haupt-

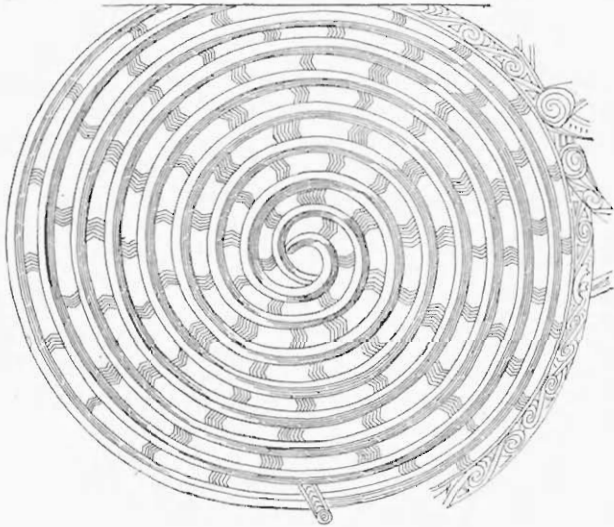


Fig. 22. Teil eines durchbrochenen Canoeschnabels der Maori; bedeutend verkleinert.

motiv einer metalllosen Kunst! Sie erscheint da zur Darstellung gebracht in der verschiedensten Weise: In Holz mittelst Kerbschnitt eingeschnitten, dann in

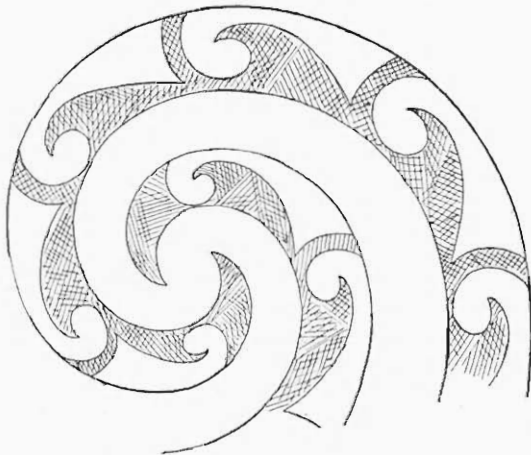


Fig. 23. Gravirung auf einer Fruchtschale der Maori.

Holz durchbrochen, so dass man ein Metallgitter zu sehen wähnt (Fig. 22), ferner in nussartige Fruchtschalen gravirt (Fig. 23)¹⁾, so dass die Spirale sich bandförmig glatt vom schraffirten und durch den eingedrungenen Schmutz geschwärzten Grunde abhebt, endlich in Stein eingegraben und in diesem Falle von

¹⁾ Es ist dies genau dieselbe Technik, in der die Kürbisflaschen unserer südslavischen Bauern verziert sind und die sich auch am Mittelmeer verbreitet findet, von der Riviera (Monaco) bis Cypern.

eingeschlagenen Punkten begleitet (Fig. 24). Dagegen fehlen der neuseeländischen Ornamentik in Holz nicht minder merkwürdigerweise die spezifischen Kerbschnitt-motive, wie z. B. die aus dreieckigen Einschnitten zusammengesetzten sternförmigen Configurationen.

Wie verträgt sich mit den genannten beiden Thatsachen die allgemein herrschende Anschauung, wonach wir in den primitiven Verzierungformen bloß mechanische Producte aus dem Zusammenwirken von Stoff und Technik zu erblicken hätten? Dass der Kerbschnitt im Holze (mit Obsidianmessern!) zur automatischen Gestaltung der Spirale geführt haben könne, wird doch Niemand im Ernste behaupten wollen. (Ein humorvoller Freund vermeinte allerdings, mit dem Hinweise auf die Jahresringe die Theorie retten zu können.) Wenn wir aber gemäss der vorherrschenden Meinung die Spirale als das ureigenste Product der Metalltechnik gelten lassen wollten, wie konnte dann dieses Motiv

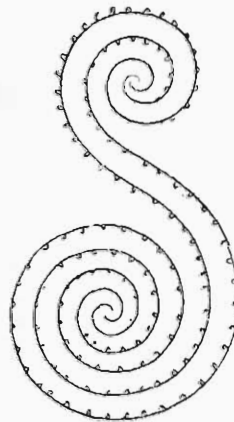


Fig. 24. Gravirung an einem Netzsenker der Maori.

auf einer metalllosen Insel auch nur zu jener überwiegenden Bedeutung und Anwendung gelangen, die wir sie daselbst einnehmen sehen? Vollends wenn man die Maori auf Neuseeland für Autochthone hält, wie mochten sie, ohne je ein Metall gekannt zu haben, zur Erfindung der Spirale gekommen sein, wenn dies nur auf technisch-materiellem Wege geschehen konnte?

Doch halt! Die Metalltechnik ist nicht die einzige Technik, die von den Kunsttheoretikern zur Erklärung der rein technischen Entstehung der Spirale herangezogen worden ist. GOTTFRIED SEMPER selbst, auf den ja die Theorie von der technisch-materiellen Entstehung der primitiven Verzierungformen in allem Wesentlichen zurückgeht, hat auch in diesem Punkte umsichtiger gedacht und vorsichtiger gesprochen als die meisten seiner Nachredner. Ihm schien die Spirale ein viel zu verbreitetes und fundamentales Motiv, als dass er sie sich erst in der verhältnissmässig späten Zeit der Erfindung des Drahtziehens entstanden hätte denken können. Er erklärte sie daher (Styl I, 167) als das künstlerische Product der Drehung des textilen Fadens. Aber selbst mit dieser Erklärung langen wir bei den Maori nicht aus. Dieses Volk kannte nämlich keinen gedrehten Faden; seine Textilkunst ist im

Von den beiden Urnen, welche ich in Folge dessen restaurirte und dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum übergab, verdient eine kaum weniger Aufmerksamkeit als die mehrerwähnte Urne mit den handartigen Henkeln. Denn während die zweite den gewöhnlichen Typus der breitbauchigen, mit konischem, weitem Halse versehenen Urnen aus der Hallstätter Epoche zeigt, besitzt diese eine interessante Verdoppelung des Halstheiles; sonst gleicht sie in Gestalt und Verzierung fast vollkommen der anderen. Beide sind mattschwarz, mit Zickzack und Dreiecke bildenden, etwa 1 cm breiten Graphitstrichen verziert. Die Urne mit dem Doppelhalse (welche die beigegebene Figur in $\frac{1}{6}$ der natürlichen Grösse zur Anschauung bringt) ist 45 cm hoch, der grösste Durchmesser beträgt 47.5 cm, von welchem Betrage der kleinste nur um 1.5 cm abweicht. Die Höhe



Fig. 20. Doppelhalsurne von Marz, $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

des Doppelhalses beträgt 18 cm. Die beiden Oeffnungen sind elliptisch, ungefähr gleich gross, ihre grössere Axe misst (von den Aussenkanten des Randes gemessen) 17, ihre kleinere 14.5 cm. Die Breite des Randes beträgt 2.5 cm. Die bereits erwähnte Verzierung durch Graphitstriche besteht aus einer doppelten Zickzacklinie auf dem Bauche und aus ähnlichen, Dreiecke bildenden Strichen auf den beiden Hälsen.

Ich will mich enthalten, Vermuthungen über den Zweck der abweichenden Gestaltung dieser Doppelhalsurne von Marz, zu der mir ein vollkommen übereinstimmendes Analogon unter den prähistorischen Gefässen der Hallstätter Periode bisnun unbekannt ist, zum Gegenstand eingehender Erörterung zu machen. Wenn man solche Urnen als Bestattungsgefässe auffasst, könnte man vielleicht geneigt sein, diese abweichend gestaltete als eine zur Aufbewahrung der Reste zweier Individuen bestimmte, also als eine, sit venia verbo, zweischläferige Urne anzusehen. Derjenige

hingegen, der diese grossen, urnenartigen Gefässe, welche in den Grabhügeln der Hallstätter Epoche so häufig gefunden werden, als Aufbewahrungsgefässe für Getränk betrachtet, wird vielleicht eher an einen Mischkrug denken, durch dessen zwei Hälse verschiedene Flüssigkeiten eingegossen wurden. Ich halte solche Vermuthungen für überflüssig und glaube, dass es sich hier bloss um eine jener überschüssigen Bildungen handelt, welche bei den von Menschenhand geformten Gegenständen nicht selten auftreten — um eine Verdopplung — für welche sich wenigstens unter den modernen Erzeugnissen der keramischen Thätigkeit so manche ähnliche Fälle, auch solche von noch weiter gehender Vervielfachung einzelner Gefässtheile, anführen liessen, ohne dass diesen ein anderer Werth als der einer blossen Zufälligkeit oder Spielerei zuerkannt werden könnte. Aber auch von diesem Gesichtspunkte aus verdient dieses Gefäss unsere Aufmerksamkeit.

2. Herr Dr. J. N. Woldrich hält einen Vortrag:

Ueber den Bau der Schlackenwälle in Südböhmen.

3. Herr Prof. Ludwig Bella aus Oedenburg macht Mittheilungen:

Ueber prähistorische Funde aus der Umgebung von Oedenburg.

Beide Vorträge werden in erweiterter Fassung im nächsten Bande der Mittheilungen zur Publication gelangen.

4. Die Herren Professor Dr. Theodor Meynert und k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach übersenden den

Bericht über die Exhumirung von Nestroy und Gluck.

Johann Nestroy war als Sohn einer alten Wiener Familie am 7. December 1802 zu Wien geboren und am 25. Mai 1862 zu Graz an Apoplexie gestorben. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, die juristischen Studien begonnen, aber aufgegeben und sich im Alter von 20 Jahren dem Theater zugewendet, in welcher Laufbahn er sowohl als überragender Komiker als auch als Possendichter der gefeierte Liebling des Publicums gewesen ist.

Wiewohl als Komiker sehr häufig voll Cynismus und der schärfsten Ironie, war er persönlich doch einer der gutmüthigsten Menschen, überhaupt ein wunderbares Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften, von Schüchternheit und Frechheit, von böser Zunge und weichem Herzen (WURZBACH's biograph. Lexikon).

Die Exhumirung seiner Ueberreste am 22. September 1. J. behufs Uebertragung in das von der Gemeinde Wien ihm gewidmete Ehrengrab am Centralfriedhofe gab uns Gelegenheit, die nachfolgenden Untersuchungen an seinem Schädel vorzunehmen.

Nestroy's Sarg, am Boden der ausgemauerten Gruft stehend, enthielt ziemlich viel Feuchtigkeit, weshalb auch der (pathologisch secirte) Schädel am rechten Theile des Stirnbeines, am rechten Jochbeine und den

Wesentlichen bei der Stroh- und Bastflechtereien stehen geblieben.

Ich muss mich hier begnügen, mit den beiden berührten Thatsachen auf die Unzulänglichkeit der Theorie von der Entstehung der primitiven Verzierungsformen auf Grund rein technisch-materieller Vorgänge einfach hingewiesen zu haben. Meine Anschauungen darüber, was nunmehr an Stelle jener unstichhältigen Theorie zu setzen wäre, zu entwickeln, kann hier selbstverständlich nicht der Platz sein. Wir wollen daher die Eigenthümlichkeiten der neuseeländischen Ornamentik weiter verfolgen und zunächst noch bei der Spirale verweilen, da dieselbe auch im Einzelnen des Interessanten eine Fülle bietet.

Es ist nämlich ein ganz bestimmtes Spiralsystem, das uns als Hauptmotiv an den neuseeländischen Holzschnitzereien entgegentritt. Es ist die Spirale, die sich in kreisförmigem Schwunge zuerst ein- und dann vom innersten Mittelpunkte wieder herausrollt: also die ägyptische Spirale von den Gräberdecken des Neuen Reichs, wie sie uns auch in der mykenischen Kunst entgegentritt⁴⁾. An den durchbrochenen Holzschnitzereien gehen die beiden Spiralen — die ein- und die ausrollende — vielleicht der technischen Schwierigkeit halber nicht unmittelbar in einander über, sondern setzen eine an der anderen ab (Fig. 22); wo aber eine technische Schwierigkeit nicht entgegenstand — also an den kerbschnitzten Theilen und an den gravirten Nusschalen — da vollzieht sich der Uebergang ohne Hervorhebung eines Berührungspunktes, so dass die ein- und die ausrollende Spirale sich als ein und dasselbe fortlaufende Band darstellen (Fig. 23). In den grossen Seitenfüllungen der Canoes (Fig. 22) beschreibt jede einzelne Spirale eine grössere Anzahl von Windungen; an den Säumen sind dagegen die Einzelwindungen geringer; ja, hier treten die Spiralen mitunter nur eingerollt und durch Tangenten untereinander verbunden auf, etwa wie im Schema der Dipylon-Spiralen (vergl. in Fig. 22 die äusserste Windung). Ferner begegnen wir Doppelspiralen (Fig. 24); ausgedehnte Anwendung hat endlich die Spirale in der Stylisirung der Barthaare und in der getreuen Nachahmung der Tätowirung an den geschnitzten menschlichen Figuren gefunden.

Bedeutet die Spirale eine geregelte Art der Bandverschlingung, so finden wir daneben auch unregelmässige Verschlingungen, die auf den ersten Blick den wirren Charakter der „nordischen“ Ornamentik zur Schau tragen. Was die Erinnerung an die frühmittelalterlichen Bandverschlingungen der abendländischen Kunst noch zu verstärken geeignet ist, das ist der Umstand, dass die verschlungenen Bänder in der Regel der Länge nach dreigetheilt sind: das dreigetheilte Band ist aber das gebräuchlichste Element der spätantiken und frühmittelalterlichen Bandverschlingungen. Es wird natürlich kaum Jemandem beifallen, in alledem historische Zusammenhänge mit der mittelländischen Antike

⁴⁾ Auch die hakenförmigen Motive, die den schraffirten Grund in Fig. 23 beleben, sind im Geiste mykenischer Ornamentik gehalten. Vgl. SCHLEMMAN, Tiryns, Taf. VI e.

erblicken zu wollen. Es ist eben die künstlerische Potenz der Dreizahl, die da wie dort dazu geführt hat, das Band in der Richtung seiner Axe dreizuthheilen. Dementsprechend begegnen wir der Theilung in Mittelstreifen und zwei besäumende Bordüren bereits an Bändern in der Kunst des alten Reichs von Aegypten, also in der ältesten Kunst, von der uns Denkmäler erhalten geblieben sind. Aber je weniger wir einen historischen Zusammenhang zwischen der antiken und der neuseeländischen Kunst annehmen können, um so bedeutsamer muss uns die Homogenität im Kunstschaffen der Menschen der verschiedensten Weltgegenden und klimatischen Zonen erscheinen, um so zwingender werden wir hingewiesen auf die Annahme vom ursprünglichen Vorhandensein einer dem Menschen immanenten Fähigkeit zur Hervorbringung gewisser elementarer Verzierungsformen, die nicht erst eines materiell-technischen Anstosses bedurften, um in die Welt zu kommen, sondern schon vor ihrer Anwendung auf bestimmte Stoffe und Techniken vorhanden waren, etwa in der Weise, dass sie sich dem schöpferischen Geiste des Menschen darboten in dem Augenblicke, als dieser daranging, seinen Schmückungstrieb an einem gegebenen Gegenstande zu bethätigen. Man denke nur an das Kind, das sofort gebrochene Linien auf das Papier kritzelt, sobald man ihm den Bleistift in die Hand gibt. Denkt das Kind hiebei etwa an die Fadenkreuzungen der Textilkunst, denen man die technische Urheberschaft der linearen Ornamente zuschreiben will?

Auch der Umstand, dass die Tätowirung der Neuseeländer hauptsächlich durch Spiralmotive bestritten wird, verdient in diesem Zusammenhange volle Beachtung. Spricht doch Vieles dafür, dass der Trieb zum Schmücken früher im Menschen erwacht ist und Befriedigung geheischt hat, als der Trieb zur Schaffung eines Raumabschlusses (des Zaunes) und eines Schutzmittels für die Blösse des Leibes. SEMPER selbst hat das Bedürfniss des Schmuckes aus culturphilosophischen Gründen als das ursprünglichste bezeichnet. Wenn dies aber richtig ist, dann konnte der Urmensch die primitiven Schmuckformen unmöglich durch eine Technik suggerirt erhalten, da es zur Entstehungszeit der ersten Schmuckversuche eben noch gar keine Techniken gab. Alle Schwierigkeit fällt hingegen hinweg, wenn wir die herrschende Theorie von der technisch-materiellen Entstehung der Ornamente preisgeben. Nichts hindert uns dann anzunehmen, dass der Maori sich die Spiralmotive — etwa mit dem nächstbesten Dorn — zuerst in die Haut geritzt und das allmählig liebgewonnene Ornament in der Folgezeit auch mit seinem Obsidianmesser mit unsäglichlicher Mühe in Holz geschnitzt hat.

Freilich, die psychologischen Gründe, die den metalllosen Maori veranlasst haben mochten, gerade das Spiralmotiv unter allen geometrischen Motiven zu seinem Haupt- und Lieblingsornament zu machen, wird es wohl kaum jemals gelingen, in zweifelloser Weise aufzuklären.

Bei der Wichtigkeit, die man der Technik der Flechtereien und Webereien mit Bezug auf die Entstehung

Nasenbeinen in eine weichbreiige, weissliche Masse verwandelt war.

Das in ungestörter Lage befindliche Skelet hatte eine Länge von 177 cm, was auf eine Körperlänge von 180 cm im Leben schliessen lässt; bekanntlich erfreute sich Nestroy einer sehr grossen Statur.

Am Scheitel und Hinterhaupte fanden sich ziemlich dichte hellbraune Haare.

Der Schädel ist gross (540 mm Umfang), dünnknochig, ganz symmetrisch gebaut; alle Gesichtsknochen sind, trotz des nicht bedeutenden Alters von 60 Jahren, doch hochgradig senil-atrophisch, dünn und mürbe, die Kiefer, bis auf zwei Zähne im linken Theile des Unterkiefers, ganz zahnlos.

Obere Ansicht: Langoval mit breiter Stirne, mässig gewölbten Schläfen und vortretendem Hinterhaupte; alle Nähte wohl deutlich, aber arm an Zacken.

Hinterhaupts-Ansicht: Niedrig, rundlich, an der Basis sehr breit, mit vorgewölbter Hinterhauptschuppe, kleinem Interparietaltheile; das Receptaculum kaum sichtbar.

Auch in der Seitenansicht ist er lang und niedrig, die Stirne senkrecht, sehr stark gewölbt, ohne jede Andeutung von Augenbrauenbogen, der Scheitel flach, das Hinterhaupt vorstehend, sein Interparietaltheil mit dem horizontal gerichteten Receptaculum einen deutlichen Winkel bildend; die Proc. mastoidei sind sehr massiv, dick und kurz.

Untere Ansicht: Hinterhaupt sehr breit, parabolisch, Receptaculum ganz flach, Foram. occip. m. gross, länglich, die Proc. condyloidei klein, niedrig; Gaumen und Proc. pterygoidei sehr klein.

Vorderansicht: Sehr breit und niedrig, Orbitae gross, gerundet, Nasenöffnung lang und schmal.

Der Unterkiefer gross, zwischen den Winkeln sehr breit (110 mm), das Kinn gerundet, die aufsteigenden Aeste gross.

Nach seinem Breitenindex (856) gehört der Schädel zu den Hyperbrachycephalen, trotzdem die Ober- und Seitenansicht wegen des vorstehenden Hinterhauptes Mesecephalie vermuthen liessen; freilich gibt da die so ansehnliche Breite (155 mm) den Ausschlag. Sein Höhenindex (745 bei 135 mm Höhe) reiht ihn zu den Orthocephalen ein, obgleich er im Ganzen niedrig erscheint; also ein Schädel, dessen Gestalt, nach dem allgemeinen Eindrucke, mit seiner Stellung im System keineswegs übereinstimmt.

Entsprechend der bedeutenden Länge zwischen Nasenwurzel und der wenig ausgeprägten Tuberos. occip. ext. (180 mm) und der grossen Breite der Schädelbasis (134 mm), besitzt der Schädel in sagittaler (1.777), wie auch in querer Richtung (2.402) eine sehr flache Wölbung.

Sein Vorderhaupt zeichnet sich durch sehr grosse Länge (117 mm), Höhe (135 mm) und sehr bedeutende Wölbung in sagittaler Richtung (1.162) aus; leider liessen sich seine queren Durchmesser nicht ermitteln, wiewohl die kleinste Stirnbreite annähernd auf 109 mm geschätzt wurde; eine sehr ansehnliche Grösse.

Das kürzere Mittelhaupt (113 mm) hat mässigbreite (104 mm), sehr flach gekrümmte Scheitelbeine (1.123 in sagittaler, 1.105 in querer Richtung) und oberhalb der Proc. mastoidei eine auffallende Breite (145 mm).

Das Hinterhaupt besitzt eine kleine, niedrige, sehr kurze, in sagittaler Richtung sehr stark gewölbte (1.289) Schuppe, deren Interparietaltheil und Receptaculum von gleicher Länge (52 mm) sind; die Spitzen der Warzenfortsätze sind im Einklange mit der grossen Breite sehr weit von einander entfernt (117 mm).

Trotz ihrer grossen Breite (134 mm) ist die Schädelbasis doch kurz (98 mm), das Foramen occip. m. gross (Index 868).

Die zahnlosen, atrophischen Kiefer lassen eine genaue Bestimmung der ganzen Gesichts- (ca. 105 mm) und der Mittelgesichtshöhe (ca. 67 mm) wohl nicht zu; beide sind sehr gering, ganz besonders aber im Verhältnisse zur ausserordentlich grossen Jochbreite (141 mm), die sich zur ersten = 1000:744, zur letzteren wie 1000:475 verhält.

Die orthognaten Oberkiefer sind auffallend klein (83 mm lang — Profillänge — und 87 mm breit), die Orbitae, dem Alter entsprechend, dagegen gross, mesokoch (41 mm breit, 34 mm hoch, Index 829).

Die Breite der Nasenwurzel (24 mm) ist sehr ansehnlich, trotzdem aber die Nasenbreite (24 mm nach BROCA) sehr gering, weshalb auch der Nasenindex (428) wegen der bedeutenden Nasenlänge (56 mm) innerhalb der Leptorhinie bleibt. Die Choanen sind schmal (28 mm), aber hoch (26 mm, Index 928).

So wie das Gesicht zwischen den Jochbrücken ausnehmend breit, ist es auch zwischen den Unterkieferwinkeln (110 mm), der ganz senile Unterkiefer aber doch nur von geringer Länge (205 mm).

Nestroy's Schädel zeichnet sich demnach neben seiner beträchtlichen Grösse aus: Durch sehr grosse Breite, flache Wölbung im Ganzen, durch kurze, sehr breite Basis; ferner durch grosses, sehr stark gewölbtes Vorder-, kleines, ebenfalls sehr stark gewölbtes Hinterhaupt und durch ein sehr breites, niedriges Gesicht.

Schädelmaasse.

Horizontaler Umfang 540 mm.

Grösste Länge 181 mm.

„ Breite 155 mm.

Höhe 135 mm.

Breitenindex 856.

Höhenindex 745.

Nasenwurzel bis Tub. occ. est. { Sehne 180 mm.
Bogen 320 mm.

Breite der Schädelbasis 134 mm.

Querumfang 322 mm.

Vorderhauptslänge 117 mm.

Sagittaler Stirnbogen 136 mm.

Vorderhauptsöhe 135 mm.

Mittelhauptslänge 113 mm.

Sagittaler Scheitelbogen 127 mm.

Ohrbreite 145 mm.

Scheitelbeinbreite { Sehne 104 mm.
Bogen 115 mm.

der primitiven Ornamente einzuräumen pflegt, ist es von Interesse, zu erfahren, welche Rolle diese Techniken in der Ornamentik der Neuseeländer spielen. Dass dieses Volk keinen gedrehten Faden und daher auch keine Weberei kennt, wurde schon früher erwähnt. Nur zur Verfertigung von geflochtenen Körben und Matten sind die Maori selbstthätig gelangt. Da finden wir nun verzierte Säume, die sich aus den allgemein verbreiteten Dreieck- und Rautenmustern, entsprechend der grund-

der Stylisirung der Thierfiguren sich auch an den Erzeugnissen der sarazenischen Seidenweberei des Mittelalters wiederfindet, in die sie eben aus der orientalischen Antike übergegangen ist, ohne dass die Technik damit auch nur das Geringste zu thun hatte. Letzteres lehrt denn auch die neuseeländische Kunst, die doch niemals eine Weberei, und zum allerwenigsten eine Figurenweberei, gekannt hat. Es mag eben einer primitiven Kunst jenes Gelenk besonders hervorhebendwerth

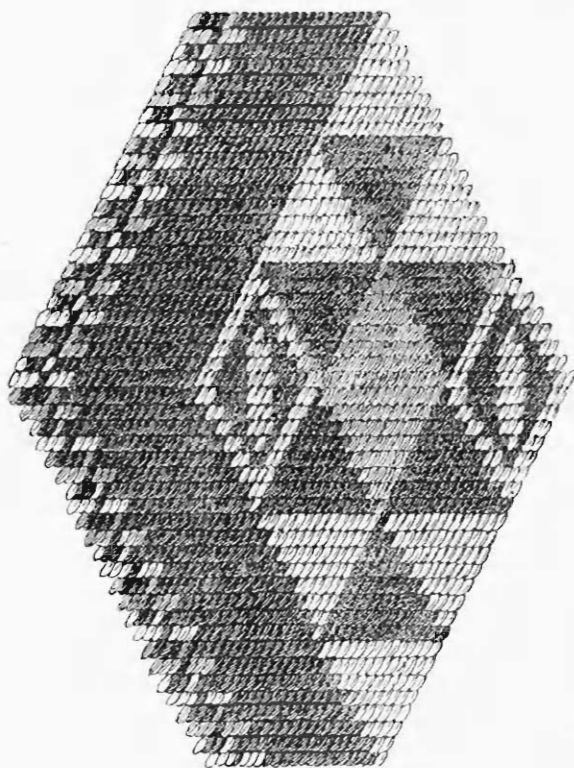


Fig. 25.

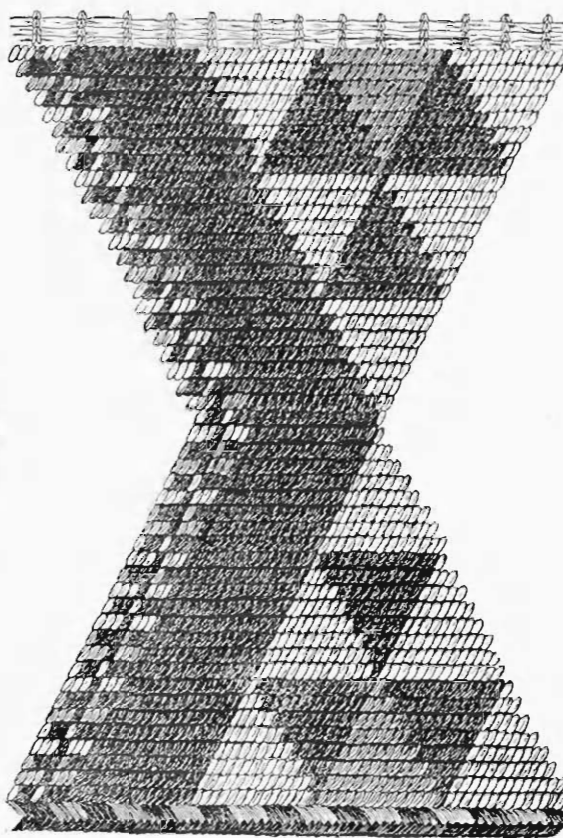


Fig. 26.

Färbige Saummuster an Matten der Maori.

legenden Zickzack-Linienführung aller primitiven Kunstübung, zusammensetzen (Fig. 25 u. 26).

Die menschliche Figur erscheint gleichfalls in den Kreis der neuseeländischen Ornamentik einbezogen. So gewahren wir sie als sitzende Rundfigur am Schnabel der holzgeschnitzten Canoes, von denen bereits oben die Rede war. Bemerkenswerth ist hiebei der Umstand, dass die Stelle, wo der Gelenkansatz des Schenkels sich befindet, an den menschlichen Figuren durch eine Spirallinie besonders hervorgehoben erscheint, genau wie es in den altorientalischen Künsten an den Thierfiguren der Fall ist. Diesen Umstand finde ich deshalb besonders erwähnenswerth, weil man noch neuerlich die Betonung der Gelenke an den altorientalischen Thierbildwerken aus der Textilkunst ableiten zu sollen glaubte, vermuthlich aus dem Grunde, weil diese Art

erschienen sein, das bei der Bewegung des Gehens sich fortwährend bemerkbar machte: dem unbekleideten Neuseeländer musste dies selbst am Menschen auffallen; die bekleideten Assyrer beobachteten es, wenigstens nach ihrer Kunst zu schliessen, nur an den Thieren.

7. Herr Josef Neubacher, k. k. Steiger in Hallstatt, übersendet eine Notiz über:

Gräberfunde aus der Völkerwanderungszeit in Goisern (Salzkammergut).

In der zweiten Hälfte des Monats October 1889 lief eine kurze Notiz durch einige Provinzblätter Oberösterreichs, dass man im Dorfe Goisern beim Graben eines Brunnens (eigentlich einer Cisterne) unvermuthet auf ein menschliches Skelet gestossen sei.

Keilschläfenlänge 89 mm.
 Hinterhauptslänge { Sehne 83 mm.
 { Bogen 107 mm.
 Interparietalbein 52 mm.
 Receptaculum 52 mm.
 Hinterhauptshöhe 112 mm.
 Warzenabstand 117 mm.
 Schädelbasislänge 98 mm.
 For. occ. m. { Länge 38 mm.
 { Breite 33 mm.
 Ganze Gesichtshöhe ca. 105 mm.
 Mittelgesichtshöhe 67 mm.
 Jochbreite 141 mm.
 Oberkiefer- { Länge 83 mm.
 { Breite 87 mm.
 Orbita- { Breite 41 mm.
 { Höhe 34 mm.
 { Wurzelbreite 24 mm.
 Nasen- { Höhe 56 mm.
 { Breite 24 mm.
 { Index 428.
 Choanen- { Breite 28 mm.
 { Höhe 26 mm.
 Untere Gesichtsbreite 110 mm.
 Unterkieferlänge 205 mm.
 Ast- { Höhe 54 mm.
 { Breite 32 mm.

Bei der am 29. September l. J. vorgenommenen Exhumirung Gluck's fanden sich die wenigen Knochenreste im Grabe ganz verworfen und in einem derartigen Zustande vor, dass am Schädel — von welchem nur ein Stück des Stirnbeines mit angrenzenden schmalen Streifen der Scheitelbeine vorhanden waren — leider keine Messungen gemacht werden konnten.

5. Herr Dr. Wilhelm Hein übersendet folgende Bemerkungen über

Das Dreizinkenkreuz.

In Folge meiner in diesem Bande der Mittheilungen, S. 50—58, erschienenen Abhandlung: „Ornamentale Parallelen“, erhielt ich von Herrn Professor Dr. JOSEF KARABACEK in Wien, sowie von Herrn Professor Dr. JULIUS EUTING in Strassburg äusserst schätzenswerthe Aufklärungen über das von mir als „Dreizinkenkreuz“ bezeichnete Ornament. In einem Schreiben vom 30. Mai 1890 tritt Prof. KARABACEK meinen Aufstellungen insoferne entgegen, als er in diesem Ornamente keine Parallele zu dem kaukasischen „Zinkenkreuz“ sieht und daher dasselbe nicht als „Dreizinkenkreuz“ anerkennen kann; „denn die Fig. 6 enthält in viermaliger Wiederholung die Zusammenstellung des schiitischen Heiligennamens علی 'Alī, eine Formgebung, welche sich hunderte Male vorfindet. Die Urfaer Jadeitplatte (Votivtäfelchen) bietet ganz sicher blos ein persisches Schriftornament, dessen Alter sich nicht zuverlässig bestimmen lässt.“

Obwohl ich die bekämpfte Bezeichnung nur in Rücksicht auf die Form, ohne deren mögliche Bedeutung,

die mir freilich damals nicht klar war, in's Auge zu fassen vorgeschlagen habe, wobei ich ausdrücklich betonte, dass hier an eine Ausbildung des kaukasischen Typus nicht gedacht werden dürfe, glaube ich doch, diese Benennung, da sie nur äusseren Erscheinungen an dem Ornamente, nicht aber dem inneren Wesen desselben ihre Existenzberechtigung verdankt, aufgeben und an ihrer Stelle den Namen „Alikreuz“ wählen zu sollen.

Ein willkommenes Analogon zu dem besprochenen Ornamente zeigt Fig. 21. Diese Verzierung befindet sich in Thon gebrannt in Urfa, aussen an der Mauer, gegenüber der Abrahamscapelle an der Südseite des Abrahams- teiches an zwei etwa 20 Schritte von einander entfernten Stellen, wo Prof. EUTING am 4. April 1890 sie abzeichnete und von den ihn umstehenden Leuten die Erklärung hörte, dass diese Figur viermal den Namen 'Alī enthalte (Briefliche Mittheilung vom 21. Juli 1890),

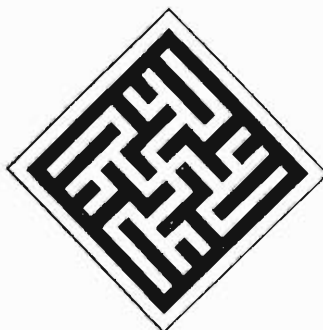


Fig. 21. 'Alikreuz

von der Mauer gegenüber der Abrahamscapelle in Urfa. (Nach einer Original-Aufnahme von Prof. Dr. JULIUS EUTING, gezeichnet von JULIUS BOSTNER.)

wodurch die von Prof. KARABACEK gegebene Deutung eine unbezweifelbare Bestätigung erhält.

Die Analyse des Ornamentes ergibt vier Elemente, von welchen drei den Namen 'Alī zusammensetzen: Der Doppelzinken vertritt das 'Ain, der Haken das Jā', zwischen beiden steht der Balken des Buchstaben Lām, mit dessen oberem Ende das Wort in viermaliger Wiederholung an je einen Balken des den Kern der Verzierung bildenden Kreuzes, des vierten Elementes, angehängt ist, wodurch ein Hakenkreuz entsteht. Der Unterschied zwischen dem EUTING'schen 'Alikreuz und jenem aus der Sammlung TROLL's beruht in der verschiedenen Ausführung des Buchstaben Jā', welcher bei ersterem den in der Cursivschrift üblichen Zug von links nach rechts unter dem ganzen Namen hin aufweist, bei letzterem mit den übrigen Buchstabenelementen auf gleiche Linie gestellt erscheint.

Da ich in den vorliegenden Zeilen nur von der Absicht geleitet wurde, die Thatsachen, wie sie sich auf den ersten Blick ergeben, festzustellen, so vermeide ich es, mich in weitere Erörterungen, die in Anbetracht des beschränkten Materiales doch noch verfrüht wären, einzulassen, und will nur bemerken, dass bei einem der von Prof. EUTING gezeichneten 'Alikreuzes das

Dieser Fund erhielt im Volksmunde seine Erklärung in der Annahme, das Grab eines Ermordeten entdeckt zu haben; dies war auch der Grund, weshalb man demselben keine weitere Beachtung schenkte.

Ende Februar 1890 waren auf einem etwa 20 m von dem oben erwähnten Brunnen entfernten Bauplatze einige Arbeiter mit dem Graben und Ausheben von Erdmassen zum Behufe eines Hausbaues beschäftigt, als sie durch eine abermals erfolgte Blosslegung von acht Skeletten (von denen vier aufeinander lagen) nicht wenig überrascht wurden. Zufällig kam ich in die Nähe des Dorfes Goisern, allwo ich die erste Kunde von dem neuerlichen Funde erhielt, und gebe im Nachfolgenden eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit, sowie der Fundverhältnisse.

Der Fundort liegt knapp am östlichen Saume der Reichsstrasse, ungefähr 300 m nordwestlich von der katholischen Pfarrkirche entfernt, und erscheint zum Theile als Gemüsegarten, zum Theile als Baustelle eines in jüngster Zeit demolirten Gebäudes, welches im Jahre 1632 erbaut wurde.

Die Skelette, die reihenförmig angeordnet schienen (die Schädel lagen gegen Westen, das Gesicht Osten gewendet), befanden sich im angeschwemmten Geröll-



Fig. 27. Bronzescheibe mit Thierfigur von Goisern, nat. Gr.

schutte eingebettet, 0.7 bis 1 m unter der Rasennarbe und waren im Allgemeinen gut erhalten. Das Ausmaass der Knochen deutet auf einen sehr kräftigen, mit schönen Zähnen versehenen Menschenschlag hin. Die Gebeine waren zum Theile mit Spuren von Kohle bedeckt. Eine schwärzliche Holzmoderschwärze von 1 cm Dicke zog sich in den meisten Fällen längs des Skelettes hin. Eine Steinumrahmung konnte bisher nicht wahrgenommen werden.

An Beigaben fand man einen emailirten Bronzeknopf und zwei Messerklingen aus Eisen; ferner zwei Fingerlinge, ein Ohrgehänge und ein Knochenfragment mit zwei sich kreuzenden Drahttringen umspannt, von denen einer beim Anfassen in mehrere Stücke zerfiel. Ausserdem fand sich noch ein unverziertes Thongefäss, das aber leider von den Arbeitern zerschlagen wurde. Alle diese Stücke sind Eigenthum des Grundeigentümers Herrn Josef Rundhamer in Goisern.

Herr Dr. Otto Tischler in Königsberg, dem die Funde zur Ansicht eingesendet wurden, war so freundlich, über dieselben nachfolgende Notiz zu geben:

Die Scheibe (Fig. 27) hat im Ganzen 30 mm Durchmesser, einen 6 mm breiten Rand, über den sich 3 mm

das Mittelfeld von 17 mm Durchmesser erhebt, welches auf der Rückseite hohl erscheint, so dass diese Seite völlig der Formation der vorderen entspricht. Sie ist, wie bei allen ähnlichen Scheiben, ganz glatt, so dass man nicht ersehen kann, wie dieselben befestigt waren.

Das Mittelfeld enthält die Zeichnung eines Thieres eingravirt, und zwar sind zwischen den Contouren des Thieres und dem Rande ziemlich tiefe Gruben ausgehoben, im Innern des Thierkörpers nur Furchen gezogen. Man sieht ein vierfüssiges Thier mit zurückgewandtem Kopfe und erhobenem Schwanze von schwer bestimmbarer Art, obwohl die Figur vorzüglich erhalten ist, besser als bei allen ähnlichen Stücken, wo sie meist ausserordentlich zerfressen und undeutlich erscheint. Die Vertiefungen um das Thier waren einst alle mit Email erfüllt, welches allerdings jetzt zum grössten Theile herausgefallen ist. Nur in der länglichen Grube rechts vom Halse sind grössere Reste erhalten von einem etwas durchscheinenden vitriolgrünen Email, auf welchem am obersten Ende ein Fleckchen rothen opaken Emails lagert, ebenso wie ein noch kleineres Fleckchen an anderer Stelle.

Bei der Unvollständigkeit lässt sich nicht mehr ersehen, ob das Grüne als ein Grundemail ganz von Roth bedeckt war, oder ob es an einigen Stellen frei zu Tage getreten ist. Auch links vom Kopfe, über dem Rücken, bemerkt man im Grunde der Gruben winzige Reste dieses durchscheinenden grünen Emails.

Die Scheibe gehört in die Kategorie derjenigen von Kettlach¹⁾, einer eigenen Classe von emailirten Stücken, über die ich wiederholt Mittheilungen gebracht habe²⁾, die ich als Emailen vom Kettlach-Style bezeichnet und für welche ich an den citirten Stellen eine ganze Menge von Fundstellen zusammengestellt habe, welche demnach um eine neue vermehrt worden sind.

Die Scheibe hebt sich, wie erwähnt, aus dieser Gruppe heraus durch die vorzügliche Erhaltung der Zeichnung des Mittelfeldes.

Die Randzone ist in zwei Ringen durch eingeschlagene Tremolirstiche verziert, so dass man zwei durch eine schwach sichtbare Kante getrennte Kränze von Zickzacklinien bemerkt, welche aber so uneigen geschlagen sind, dass es oft schwer hält, sie zu verfolgen. Diese Ornamente sind also höchst einfach (analog einem ähnlichen Stücke von Kettlach), während man öfters in der äusseren Zone emailirte Muster antrifft, zum Theil in Zellenschmelz, sowohl hammerförmige Zellen, wie bei Kettlach, Flaschberg, als auch solche, die durch gebrochene Stäbe begrenzt sind, wie es wahrscheinlich

¹⁾ v. SACKEN: Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. (Separat aus den Sitzungsber. d. Wiener Akademie d. Wissensch., phil.-hist. Classe, 1873. LXXIV, p. 46 [616 ff.], Taf. IV.)

²⁾ a) Bericht über die Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu Wien 1889 in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, XIX (1889), Sitzungsberichte p. [164 ff.], und dasselbe im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1889, p. 196 ff. b) Nachtrag dazu im Correspondenzblatt 1890, p. 18 ff.

bei den von LABARTE abgebildeten aus der Sammlung CARRAUD¹⁾ der Fall ist.

Diese Ornamente in ihrer Vielfarbigkeit finden sich ähnlich wieder in den Geweben aus den Gräbern zu Akhmin in Fayum, Aegypten²⁾, wo man auch ähnliche Thierfiguren mit zurückgebogenem Kopfe und erhobenem Schwanz antrifft (l. c. Taf. XV₇, XVI₈). FORRER (l. c. p. 60) hebt die Verwandtschaft dieser Muster in den farbenreichen Gewändern der 3. Periode (5. bis anfangs des 7. Jahrh.) mit den Formen der Völkerwanderungsornamente hervor und hat mich brieflich noch besonders darauf aufmerksam gemacht. Besonders möchte ich solche Analogien zu den farbenreichen, in ihren Figuren oft ganz zerrissenen und verzerrten Kettlach-Emails finden, wie es auch das Krückenkreuz (l. c. Taf. XVI₆) zeigt, welches vollständig denen von Thunau und Kettlach entspricht (während das kleine Elfenbeinkreuz aus einem Grabe von Akhmin, Taf. XV₁₀, denen auf den Reliquienkästchen von Grado und Pola gleicht). Die Analogie ist also sicher vorhanden, und es dürfte die Zeit dieser 3. Periode (5. und 6. Jahrh. n. Chr.)

Bronzebleches erhalten, welche vielleicht seitlich jene beiden aufeinanderliegenden Bronzebleche begrenzen, so dass sie demnach gegen 3 mm oder etwas weniger auseinander standen. Die Beschläge sind in völlig gleicher Weise durch eine Ranke mit gelappten und ungelappten, durch Striche quer schraffirten Blättern bedeckt. Was die Bedeutung des Stückes anbelangt, so ist mir dieselbe nicht ganz klar. Wenn es eine Riemenzunge wäre, so müsste das schmale Ende, von dem die Ranke ausgeht, am Riemen gesessen haben und das von einem Rande umgebene breitere Ende wäre das äussere gewesen. Das Rankenwerk weicht von jenem auf den Riemenzungen von Keszthely in Ungarn sowohl in Styl als in Technik doch noch ab.

Ausserdem werden gefunden: Ein Stück Bronzedraht, dessen Enden zu zwei Oesen umgebogen sind, von 0·9 mm Dicke. Auf ihm sitzen zwei Halbkugeln von ca. 10 mm Durchmesser aus recht dünnem (ca. 0·5 mm) Bronzeblech. Aehnliche, aber etwas grössere Halbkugeln, sind zu Wieterndorf bei Bleiberg in Kärnten (Museum Klagenfurt) gefunden, eine auf einer ovalen Glasperle auf-

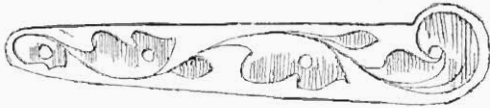


Fig. 28.



Fig. 29.

Bronzebeschläge von Goisern; nat. Gr.

auch ganz gut zu der von uns angenommenen Periode des Kettlach-Styles stimmen.

Die Ornamentik der 3. Periode lässt sich wohl ebensowenig aus der ägyptischen, noch aus der klassischen Kunst erklären. Man wird daher ihren Ursprung, sowie den des Kettlach-Styles aus einer gemeinschaftlichen Quelle im Orient ableiten und besonders den Sassanidenstyl, auf den schon HAMPPEL hingewiesen hat, zu Hilfe nehmen müssen. Doch kann ich auf diese Frage, aus Mangel an Material, hier nicht weiter eingehen. Es stimmte dies aber immer recht gut mit den früher entwickelten Ansichten.

Unter den übrigen Stücken zeichnen sich besonders zwei Bronzebeschläge aus von identischer Form; einer, obwohl zerbrochen, doch vollständig erhalten, der andere ein wenig defect (Fig. 28 u. 29). Dieselben sind 64 mm lang, am schmalen, etwas abgerundeten Ende 5 mm breit, an dem anderen 10 mm, und enden dann in einen Kreis, der sich nach der einen Seite hin erstreckt. Drei Löcher, in denen Eisenreste von den Niete erhalten sind, durchsetzen diese ca. 0·7 mm dicken Plättchen. Zwischen denselben scheint einst ein Eisenplättchen gewesen zu sein, von denen ein Endstück, welches in seinen kreisförmigen Abschnitt hineinpasst, erhalten ist, umgeben von einem ca. 3 mm hohen Bronzerande. Ausserdem sind noch einige Streifen eines 3 mm breiten

sitzend. Vielleicht fehlt hier auch noch ein Zwischenstück, denn der gebogene Draht ist 32 mm lang und die Halbkugeln allein genügen zur Bedeckung dieses Anhängsels nicht. Das Grab von Wieterndorf zeigt sich übrigens durch seine Glasperlen als mit denen von Kettlach gleichartig.

Von Ringen sind vier erhalten.

Einer aus ca. 0·9 mm dickem Draht, vielleicht über 25 mm Durchmesser. Da er sich in einen kleinen Haken umbiegt, so wird man ihn nicht als Fingerring annehmen dürfen; es ist ein Ohr- oder Schläfenring.

Ein anderer, 1·5 mm dicker, von ca. 41 mm Durchmesser, kann noch weniger als Fingerring gedient haben; leider sind beide unvollständig und lassen ihre wahre Bedeutung nicht erkennen.

Die letzten beiden sind sichere Fingerringe, einer auf dem Fingerknochen aufgestreift erhalten. Derselbe hat 21 mm Durchmesser, ist 3 mm breit, 1 mm dick und auf der Aussenseite der Länge nach tief gefurcht. Beide Ringe klaffen. Der zweite hat 21—23 mm Durchmesser, ist 4 mm breit, mit einem rundlichen Mittelfelde von ca. 10 mm Durchmesser und der ganzen Ausdehnung nach mit eingeschlagenen Kreisen bedeckt.

Ein Eisenmesser ist sehr defect. Es hat eine 47 mm lange Griffangel und ist an der Basis 18 mm breit. Die Spitze fehlt; hingegen scheint ein Eisenbeschlag das untere Ende bekleidet zu haben (wohl über Holz oder Horn), wovon noch Reste vorhanden sind.

¹⁾ Correspondenzblatt 1890, p. 18. LABARTE, *histoire des arts. industriels au moyen âge III*, p. 474, pl. 106.

²⁾ *Antiqua* 1889, Taf. XVI, 8, überhaupt cf. Taf. XV, XVI.

Endlich ist noch ein Bodenstück eines dicken, grauen, festgebrannten, auf der Drehscheibe gefertigten Gefässes erhalten, über dessen Form sich aber nichts mehr sagen lässt.

Inzwischen ist im Laufe dieses Sommers die Localität durch Herrn Custos JOSEF SZOMBATHY besucht worden, welcher an Ort und Stelle Ausgrabungen auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft veranstaltete, über deren Resultate derselbe demnächst eingehend zu berichten gedenkt.

Ausschuss-Sitzung am 12. November 1890.

Vorsitzender: FERDINAND FREIH. V. ANDRIAN-WERBURG.

1. Zur Prüfung der Wünsche, welche die Herren Ausschussräthe HABERLANDT, HOERNES und SZOMBATHY dem Ausschusse der Anthropologischen Gesellschaft nahegelegt haben und welche verschiedene Abänderungen in dem bisher befolgten Usus in der Abhaltung der Versammlungs-Abende etc., sowie die Redaction der Mittheilungen betreffen, wurde eine eigene Commission eingesetzt, welche dem Ausschusse geeignete Vorschläge machen wird, welche dann von demselben durchberathen werden sollen.

2. Das von Herrn k. und k. Major VON HIMMEL in der Bukowina gesammelte reiche ethnographische Material über die Ruthenen der Bukowina wurde nach Beschluss des Ausschusses Herrn RAIMUND FRIEDRICH KAINDL in Czernowitz zur Bearbeitung überlassen, und zwar unter folgenden Bedingungen:

Derselbe verpflichtet sich, nach der von ihm, dem Herrn Vicepräsidenten Dr. A. WEISBACH und dem Secretär-Stellvertreter Dr. W. HEIN unterzeichneten Erklärung vom 29. Juni 1890 die Bearbeitung dieser Materialien zu übernehmen und sie bis zum 24. Juni 1892 zurückzustellen. Sollte nach Ablauf dieser Zeit eine Fristerstreckung nöthig sein, so wird ihm eine solche vom Ausschusse der Gesellschaft erwirkt werden. Die Materialien sind ihrem Inhalte gemäss für zwei Werke zu bearbeiten; das eine Werk hat die Huzulen, das andere die Ruthenen zu behandeln; das Manuscript des ersteren ist bis zum 24. December 1892, das des letzteren bis zum 24. December 1893 zu beendigen und der Gesellschaft zur eventuellen Drucklegung einzusenden. Uebernimmt die Gesellschaft die Drucklegung nicht, so übergeht das Manuscript beider Werke in das unbeschränkte Eigenthum des Verfassers; nur hat derselbe die Pflicht, auf den Titelblättern die Bemerkung drucken zu lassen, dass ein Theil des Materials von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien beigelegt wurde.

Ausserordentliche Versammlung am 29. November 1890.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. CARL BRUNNER VON WATTENWYL.

Herr Ohnefalsch-Richter hält einen durch eine reichhaltige Ausstellung von Alterthümern und Photographien erläuterten Vortrag über

Cyprerns Cultur im Alterthume.

Es ist mir gelungen, die gesammte cyprische Cultur im Alterthume in zwei grosse Abtheilungen zu zerlegen, sowie zwei Gruppen-Uebergänge aus der älteren, der Kupfer-Bronzezeit, in die spätere, die Eisenzeit, nachzuweisen.

I. Die Kupfer-Bronzezeit nenne ich den grossen, in einer grauen Vorzeit im 4. oder 5. Jahrtausend oder früher beginnenden, etwa um's Jahr 1000 v. Chr. oder noch etwas früher endigenden Abschnitt, in dem, wenn Metallsachen vorkommen, neben dem wenigen Silber und noch seltenerem Golde selbige entweder aus reinem Kupfer oder schwach zinnhaltiger Bronze bestehen. Eisen erscheint ganz vereinzelt erst in den Uebergängen zur Eisenzeit und dann als Schmuck verwendet¹⁾, wenigstens so weit heute meine Untersuchungen reichen. Metallene Schutz Waffen fehlen überhaupt noch in allen Schichten dieses grossen Abschnittes²⁾.

Von sonstigen Gebrauchsgegenständen fehlen während der ganzen Kupfer-Bronzezeit vollständig, aus welchem Material immer gefertigt: Lampen, Candelaber, Spiegel und solche Ohringe, die durch fein ausgezogene Enden im Ohrläppchen befestigt werden. Auch fehlen Kupfer- und Bronzeschalen, Kessel, Vasen, Schüsseln, Becher etc., die in der Eisenzeit zuerst auftauchen. Alle die vorkommenden kupfer- und schwach zinnhaltigen Bronzesachen halten sich im Allgemeinen in kleinen Dimensionen und primitiven Formen³⁾.

So treten auch Lanzen spitzen und die von mir zuerst auf Cypern nachgewiesenen Schwerter am Ende der Kupfer-Bronzezeit in der Schicht auf, welche in Menge sogenannte Mykenae-Vasen (besonders auch mit Firnisfarbe bemalte) und den Massenimport ägyptischer Kleinkunstarbeiten in Elfenbein, gebranntem Thon, porzellanartigem Material und Glas birgt⁴⁾.

Dem stelle ich hier kurz, ehe ich das Weitere über die Kupfer-Bronzezeit sage, den zweiten Abschnitt:

II. Die Eisenzeit, gegenüber. Die Angriffswaffen werden aus Eisen gefertigt. Nur bei den nun auftauchenden metallenen Pfeilspitzen sind bronzene und

¹⁾ The Journal of Cyprian Studies 1889, Plate II, 16 c.

²⁾ Eine eigentliche Steinzeit ist auf Cypern noch nicht nachgewiesen; doch dürfte der noch zu führende Nachweis nur eine Zeit- und Geldfrage sein. Steinerne Geräte und selbst Waffen, letztere, wenn auch nur vereinzelt, polirte Steinmeissel und Steinhämmer entdeckte ich noch unter den Beigaben in Kupfer-Bronzezeitgräbern.

³⁾ Idem II, 20 u. 21, a, b, c, d und g.

⁴⁾ Idem I, 79 Lanzen spitze, 195—197, 199—201 Elfenbein; 62, 63 und 65 porzellanartige Masse.

eiserne noch länger gleichzeitig in Gebrauch. Die nun erscheinenden Schutz Waffen: Helm, Panzer und Schild sind lange Zeit und sicher noch in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entweder ganz aus Bronze, oder bronzene Panzer- und Schildstücke dienen zur Festigung einer Unterlage aus Linnen, Leder oder Holz.

Es erscheinen nun aus Bronze allerhand Geräte und Gefässe in grossen Dimensionen und wie die Schutz Waffen, zuweilen mehr oder weniger reich verziert. Es zeigen sich ferner Lampen, Candelaber, Spiegel. Hat die älteste Ohrringgattung auch noch nicht das fein ausgezogene Ende zum Durchstecken und Festigen im fein gebohnten Loche des Ohrläppchens (was bei der zweiten Gattung auftritt), so unterscheidet sich doch diese wesentlich durch Form und Grösse von den Schmuckgegenständen, den Spiralen¹⁾ der Kupfer-Bronzezeit, die ausser im Haar auch über dem Ohr in irgend einer Weise befestigt waren. Diese älteste Ohrringart mit je einer Oese an den beiden Enden der offenen Ringe²⁾ wird schon zu Anfang des 6. resp. Ende des 7. Jahrhunderts ganz aufgegeben. Eine Zeit lang bestehen bronzene Spiralen, die von der Kupfer-Bronzezeit übernommen werden, in feineren Umbildungen und mit Thierköpfen verziert, fort. Oft sind sie mit Goldblech überzogen, oder sind ganz aus Silber oder Gold. Aus diesen Thierkopf-Spiralen entwickelt sich der runde Ohrring mit Thierkopf³⁾.

Die älteste Lampe auf Cypern, die aber auch noch in den allerältesten Eisenzeiten-Schichten ganz fehlt, dann spärlich zuerst in Thon aufzutreten beginnt, um im 6. vorchristl. Jahrhundert massenhaft Verwendung zu finden (und zwar dann auch aus Bronze und aus Eisen), hat Muschelform⁴⁾. Sie ist ausser auf Cypern nur bis jetzt in Karthago, dort aber massenhaft nachgewiesen und von mir neuerdings in Menge bei syrischen Funden aus phönizischen Stätten in Beirut Sammlungen constatirt. Die heutigen Araber im Libanon formen und benützen ganz genau dieselbe Muschellampe aus Thon. In Cypern ist sie heute nur noch aus Metall, meist Eisen, in Gebrauch. Im cyprischen Alterthume verschwindet diese Lampenart im 4. vorchristl. Jahrhundert, wenn sie durch andere, zuerst noch mehr rein griechische, dann hellenistische, dann specifisch römische ersetzt wird. Die spätrömische Lampe leitet zur frühbyzantinischen über. Hierbei geben zuerst cyprisch-syllabare, dann ptolomäisch-griechische, dann römisch-lateinische, dann christlich-griechische Lampeninschriften positive Zeit- und Volkskriterien ab.

Ich gehe nicht so weit, wie F. DÜMMLER gethan, für Troja-Hissarlik und die Kupfer-Bronzezeit Cyperns im Allgemeinen als solche Identität der Bevölkerung annehmen zu wollen. Diese Identität der Bevölkerung darf überhaupt nicht einmal für die Fundschichten innerhalb der Kupfer-Bronzezeit gelten, die sich in Hissarlik und auf Cypern noch am meisten und dann

allerdings in vielen Punkten so ausserordentlich ähneln oder gleichen.

Auf einen dieser Hauptunterschiede zwischen den sich sonst am meisten ähnelnden Hissarlik- und Cyproschichten, auf das Fehlen oder Vorkommen der Hakenkreuze, sowie auf die Art und Weise ihres Vorkommens, muss ich hier kurz aufmerksam machen.

In Hissarlik und der Troja-Schicht kommen eingeritzte Hakenkreuze massenhaft auf Thon und in einem Falle auf Blei (Idol) vor. In Cyperns Kupfer-Bronzezeit, die sich in zwei grosse Hauptgruppen sondert, in die ältere, ohne aufgemalte Thonvasendecorationen, und in die jüngere mit aufgemalten Thonvasendecorationen, fehlt jede Spur eines Hakenkreuzes, sei es nun eingeritzt oder aufgemalt zu denken.

In Cyperns ältesten Eisenzeit-Schichten taucht auf einmal in Menge das stets aufgemalte Hakenkreuz¹⁾ auf, und zwar stets zwei oder vier oder mehr Stück auf einem Gegenstande. Ausser auf Vasen auch auf Idolen der Aphrodite, des Kinyras-Adonis, auf Kentauren und Pferden, die nackt sind und wo die Hakenkreuze nur eingebrannt oder eintätowirt gewesen sein können. Werden tanzende und blumentragende Aphroditebilder oder Bilder der Priesterin oder Tänzerin Aphrodite's bekleidet dargestellt, dann können auch die Hakenkreuze auf das Gewand rücken, wo sie dann allerdings als eingewebtes Muster figuriren. Doch ist letzterer Fall, die Verwendung der Hakenkreuze als Webemuster oder als raumausfüllendes und rein decoratives Motiv auf Vasen die Ausnahme. In der Regel figuriren die Hakenkreuze als Symbole und geheiligte Zeichen. Ausführliches darüber in meinem Aufsätze, der 1889 in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft verlesen wurde und von derselben auch publicirt ist.

Mit diesen Hakenkreuzen auf Cypern erscheinen nun auf einmal die Nasenringe, die Menge von Ringen an Fingern und Zehen (oft die ganzen Hand- und Fussknochen der Skelette von denselben voll), die vielen Arm- und Beinringe, die eigenthümlichen Schmucksachen, die theils ganz die Ohren einhüllen, theils in den Ohrläppchen, theils auch im oberen Theile der Ohrmuscheln sitzen. — Die Hakenkreuze fehlen bis jetzt bei den Aegyptern, den Völkern im alten Mesopotamien und Syrien und bei den Phönikiern. Auch fehlen in diesen Ländern und sonst im Alterthume die Nasenringe. Nach Karthago, wo allerdings nachgewiesen, scheinen die Hakenkreuze mit den Muschellampen durch Cyprier und in Cypern erst sesshafte Phönikier, die ja, wie wir wissen, bei der Gründung von Karthago theilnahmen, gekommen zu sein. — Sind nun zwar bis jetzt Hakenkreuze auf sehr frühen indischen Alterthümern noch nicht bemerkt worden, so deutet doch das Vorkommen der Hakenkreuze zusammen mit den so eigenthümlichen Schmucksachen auf Cypern auf einen indogermanischen Einfluss, der gerade in der Schicht rege ist, welche zugleich den phönikischen Cultureinfluss deutlicher als in jeder anderen Schicht zeigt.

¹⁾ Journal of Cyprian Studies 1889, II, 20 und 21 l.

²⁾ Idem II, 19 i,

³⁾ L. P. DI CESNOLA-STERN. Cypern. Taf. LIV, 5. Spiralen mit Thierköpfen und ein runder Ohrring mit Thierkopf.

⁴⁾ A. P. DI CESNOLA. SALAMINA. S. 279, Fig. 274.

¹⁾ Journal of Cyprian Studies 1889, II, 19 e, k und n.

Zusammen damit wurde von mir das Auftreten der in der cyprischen Kupfer-Bronzezeit vorher ganz fehlenden Bronze fibula constatirt. Es tritt dabei weiter ein specifisch dorischer Einfluss in Action, der auf das dorische wollene, mit Fibeln zusammengehaltene Gewand schliessen lässt¹⁾. Wie vorher, fehlt nachher, im 7. und 6. vorchristl. Jahrhundert, um welche Zeit ein jonisch-attischer Einfluss mächtig einsetzt, die Fibula. Die leinenen Gewänder sind durch Knöpfe, die ich in Mengen selbst ausgrub und die man an den ausgegrabenen griechischen Bildwerken deutlich angegeben sieht, zusammengehalten. Und diese durch Reihen von Knöpfen zusammengehaltenen Aermel sind noch im 4. vorchristl. Jahrhundert ausserordentlich häufig auf Cypern gerade bei den Griechen Mode gewesen²⁾.

In der Kupfer-Bronzezeit Cyperns fehlt bisher jede sicher datirbare oder überhaupt diesem Zeitabschnitt zuzuschreibende, aus grossen, zubehauenen Blöcken bestehende Steinarchitektur. Die megalithischen Bauwerke Cyperns, wie das Panagia Phaneromene genannte Bauwerk von Kition, die sogenannte Hagia Katharina von Salamis und entsprechende Bauten gehören, wie ich 1885 durch ein zu Amathus ausgegrabenes Grab mit Monolithendecke nun nachweisen konnte, nicht in die vorgräcophonikische Kupfer-Bronzezeit, wie ich selbst zuerst glaubte und öffentlich in Schriften ausgesprochen habe³⁾, sondern in die gräcophonikische Eisenzeit, und äussert sich gerade in diesen Werken ein hervorragender phönikischer Einfluss.

Ich habe erst 1887 die Kupfer-Bronzezeit-Stadt Lidir und deren Akropolis auf dem Hügel Leondari Vuno bei Nicosia nachgewiesen. Dieses Lidir, eine in den assyrischen Keilinschriften genannte cyprische Hauptstadt eines Königreichs, identificirte ich auch zuerst mit der griechischen Ledrai⁴⁾. Das weitausgedehnte Gräberfeld der niederen Stadt von Ledrai-Lidir erkannte ich in der Hagia-Paraskevi-Nekropole bei Nicosia. Dass der Löwenberg in der Kupfer-Bronzezeit bewohnt war, geht aus den nur der Kupfer-Bronzezeit angehörenden und daselbst aufgedeckten Gräbern, sowie aus den primitiven Mauerwerken und sonstigen Resten hervor. Letztere rühren nicht nur von Häusern her, sondern bilden auch die Vor- und Aussenwerke von Befestigungen, deren Kern ein starker Steinbau, mit Rusticoblöcken als Aussenverkleidung und mit glatten Blöcken als Innenverkleidung ist. Reichliche Verwendung von Kalkmörtel bei dem Füllwerke⁵⁾. Da ich einmal Kalkmörtelgebrauch für verschiedene sehr frühe megalithische

Bauten der Eisenzeit constatirte, welche an die Kupfer-Bronzezeit fast heranzureichen scheinen, da ich reichlich Kalkmörtel sowohl in den frühen Grundmauern der Stadtbefestigungen von Idalion, wie bei meinen 1889 für die königl. Berliner Museen zu Tamassos ausgegrabenen steinernen Königsgräbern entdeckte, da letztere noch in der ersten Hälfte des 6. vorchristl. Jahrhunderts benutzt wurden, aber wahrscheinlich noch im 7. Jahrhundert erbaut sein können, trage ich kein Bedenken, auch die starke Hauptburg mit den Rusticoblöcken auf Leondari Vuno in frühere Zeit zu setzen. Der Kalkmörtel an sich kann auf Cypern, wie nachgewiesen, kein bestimmtes Kriterium für eine spätere Zeit abgeben und Rusticoblöcke kommen auch an den alten Stadtmauern Messenes vor.

Wenn in der gräcophonikischen Zeit kleinasiatisch-jonische und von Athen kommende attische Einflüsse im 7. und 6. Jahrhundert auf Cypern rege werden und zugleich ein damals direct durch die ägyptische Oberhoheit gebrachter ägyptischer Einfluss, entsteht das steinerne protojonische Säulencapital auf Cypern durch die Cyprier, unter Benützung und Umbildung ägyptischer Holzsäulenmotive.

Von alledem in der Kupfer-Bronzezeit keine Spur. Und was von der Architektur, gilt von der Sculptur und Malerei, letztere freilich nur aus den Vasenmalereien zu verfolgen.

Eine Steinsculptur gibt es während der cyprischen Kupfer-Bronzezeit überhaupt noch nicht. Ganze Schichten der älteren Untergruppen sind überhaupt noch frei von Idolen. Zuerst scheint lange ein bilderloser Fetischdienst die Religion eines Hirtenvolkes gewesen zu sein. Dann wurden der Baum, die Schlange, die schnellen vierfüssigen Waldthiere, Hirsch und Mufflon, als Gottheiten angebetet und dann auch deren Bilder. Darauf deuten die Darstellungen auf den roth polirten Reliefvasen⁶⁾, sowie die Gravirungen auf den sicher in Cypern fabricirten cyprischen Steincylindern hin, welche letztere leicht der Geübte sowohl von den archaisch-babylonischen, als von den assyrischen, wie hittitischen Cylindern mit und ohne Inschriften unterscheidet. Aber alle diese Reliefvasen, wie die verschiedenen gravirten Stein- und Thoncylinderarten⁷⁾, die glatten Steincylinder und die Cylinder aus porzellanartiger Masse kommen nur in der Kupfer-Bronzezeit Cyperns vor und nur in der zweiten grossen Hälfte, wenn viele Vasen mit geometrischen Mustern durch Pinsel und Farbe decorirt sind, und wenn der Gebrauch reiner Kupfersachen dem Gebrauch schwach zinnhaltiger Bronzesachen Platz gemacht hat.

Zu anthropomorphen Götterbildern hat auch der cyprische Kupfer-Bronzezeit-Mensch noch gegen Ende der ersten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit gebetet. Aber heilige Haine mit eingefriedeten Weihgeschenkkräumen, in denen die Andächtigen Weihbilder niederlegten, tauchen erst in der gräcophonikischen Eisenzeit auf.

¹⁾ So mächtig also immerhin ein specifisch semitisch-phönikischer Einfluss auf Cypros zu einer gewissen Zeit die Cultur modificiren kann, so ist er doch auch da mit indogermanischen, arisch-griechischen Einflüssen zu einer Cultur der gräcophonikischen amalgamirt.

²⁾ Das Gräberfeld von Marion. Winkelmannprogramm 1888. P. HERRMANN: über meine Forschungen. Taf. I, Thonstatue mit Knöpfen am Gewande.

³⁾ Z. B. In The Journal of Hellenic Studies. London 1883. A pre-historic building at Salamis mit Taf. XXIII und XXIV.

⁴⁾ J. o. Cyp. St., Taf. I.

⁵⁾ Idem Taf. I, Fig. 3—6.

⁶⁾ J. o. Cyp. St. 1889, Taf. II, 3 c; 11 und 12, a, c, d, e, f, h; Taf. I, 37, 157, 158, 132.

⁷⁾ Idem Taf. I, 11—13, 106—110, 112—115, 117—128, 165, 169 und 214 aus Stein, 210—213 aus Thon.

Alle Idole der Kupfer-Bronzezeit sind aus Thon; die meisten sind Brettidole und hölzernen Vorbildern nachgebildet. Alle Brettidol-Typen sind bekleidet gedacht¹⁾. Die meisten, und so auch die allerältesten, sind mit eingeschnittenen Ornamenten verziert; dann sind auch die Augen, Nase, Mund etc. durch Einritzungen einzig und allein angedeutet. Dann kommen Brettidole, bei denen die Details theils durch Einritzungen, theils durch aufgelegte Reliefarbeit angegeben sind. Allmählig werden die Idole minder breit, dicker und runder²⁾, und vereinzelt treten bemalte Idole, besonders in der Zeit des Mykenae-Vasenimports, noch in der Bronzezeit und dann auch mit Firnisfarbe bemalt, auf.

Nackte Rundidole finden wir wieder in mehreren Typen und Variationen erst in der zweiten grossen Hälfte der Kupfer-Bronzezeit und am deren Ende³⁾. Ja, diese Rundidole habe ich gerade noch in interessanten Uebergangsgräbern zur Eisenzeit mit dem ersten Vorkommen von Eisen ausgegraben. Diese Rundidole stellen stets eine Frau, eine Göttin, dar, und zwar ist Nāna-Istar gemeint. In derselben Schicht fand ich einen babylonisch-assyrischen Keilschrift-Cylinder und habe viele andere Merkmale, die da bekunden, dass hier ein specifisch babylonisch-assyrischer Einfluss eines verhältnissmässig jungen Datums, aber immer noch hoch im 2. Jahrtausend, das nackte Nāna-Mylitta-Bild einführt. Ich wies Nāna-Istar auf eine merkwürdige Weise, nämlich durch Wägungen nach und fand, dass von mir und Anderen gewogene Thonidole 15 Gewichtseinheiten der gefundenen Gewichtsscala schwer waren. Auf den babylonisch-assyrischen Keilschrifttexten wird das Ideogramm für Nāna-Istar mit dem für XV identificirt. Demnach ist die assyrische Formel Nāna-Istar = XV wörtlich zu nehmen.

Welchem Volke diese den nackten babylonisch-assyrischen Nāna-Istar-Typen vorangegangenen, bekleideten Brettidole zuzuschreiben sind, wurde bis jetzt noch nicht ganz klar. Doch scheint das wahrscheinlichste ein archaisch-babylonischer oder mesopotamisch-sommerisch-akkadischer Einfluss zu sein, der gegen Ende der ersten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit in den noch älteren cyprisch-vorbabylonisch-archaischen Schichten mit Philofetischdienst zuerst den anthropomorphen Götterdienst einführt. Neben der viel häufigeren Göttin, die für sich allein stehen kann, zeigt sich ein Paar, nämlich ein Gott und eine Göttin oder ein Zwitter aus Mann und Weib, also gewissermassen in der Kupfer-Bronzezeit das Urbild zum Hermaphroditen und der bärtigen Venus von Amathus der gräcophönikischen Eisenzeit.

Mit Gott und Göttin zusammen werden Tauben auf sacralen Dreifüssen und Vierfüßern angebracht, offenbar wohl ein archaisch-babylonischer Einfluss⁴⁾.

DÜMLER'S Annahme, eine semitische Binnenbevölkerung auf Grund nackter Idole als Urbevölkerung

¹⁾ J. of Cyp. St., Taf. I, 45—46 und Taf. II, 20 und 21 e, f.
²⁾ Idem Taf. I, 43; Taf. II, 23 a und b.
³⁾ Idem Taf. I, 44; Taf. II, 17 t, 18 a.
⁴⁾ Idem Taf. II, 13; b, c, d, e.

aufzustellen, fällt durch diese Darlegung zusammen, da er von falschen Voraussetzungen ausging¹⁾.

In der Kupfer-Bronzezeit dient die Bildnerei einzig und allein dem Cultus und den Cultusbildern; Genre-Figuren, Genre-Gruppen, sowie Porträts werden erst in der gräcophönikischen Eisenzeit Cyperns gewagt²⁾.

Die Thongefässe der Kupfer-Bronzezeit sind regelmässig alle ohne jede Drehscheibe frei aus der Hand gemacht; die der Eisenzeit sind sämmtlich Scheibenarbeiten.

Ich zähle zuerst eine Anzahl Typen und technische Verfahren der ersten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit auf, die zum Theil noch eine Zeit lang oder überhaupt in der zweiten Hälfte in derselben Weise oder verfeinert fortfabricirt wurden.

Dann führe ich eine Reihe anderer Typen auf, die erst in der zweiten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit auftauchen.

Halbkugelförmige Trinkschale mit einem kleinen Oesenhenkel am Rande; unverziert oder mit eingeschnittenen Ornamenten, aber nie bemalt³⁾.

Kürbisgefässe und aus Palmenblättern sowie aus Getreidestroh oder Binsen geflochtene Gefässe haben in Form, Decoration und Technik die Vorbilder zu vielen bisher unerklärten antiken Thongefässen geliefert. Das beweise ich durch die modernen cyprischen Kürbisgefässe und geflochtenen Gefässe.

Grosse Milch- und Melkschüssel mit einem oder zwei Paar langen, röhrenförmig durchbohrten Ansätzen zum Aufhängen, mit und ohne Ausgiesser, in Form eines ganz geschlossenen oder halb offenen Cylinders⁴⁾. Erst in gewaltigen Dimensionen mit kleinen Reliefverzierungen auftretend, werden sie allmählig kleiner und die Fortsätze mit verticalen Löcherpaaren machen einzelnen horizontalen Durchbohrungen Platz⁵⁾.

Rohe Kochtöpfe mit und ohne Dreifuss und stets mit zwei ungleich grossen Henkeln⁶⁾.

Vasen, Kannen und Krüge mit Kugelbauch in verschiedenen Dimensionen, mit rundem, trichterartig vorspringendem Munde oder mit blattförmiger Mündung, Schnabelmündung u. s. w. Bei kleineren Vasen ausser der Halsmündung oben nicht selten noch an der weitesten Bauchstelle ein langer, röhrenförmiger Ausgiesser⁷⁾.

Tiegel, Trichter, Schöpflöffel, Schöpfkellen⁸⁾, Trinkschalen, stets mit einem kolossalen, die Schale um die doppelte Dimension überragenden Henkel etc.⁹⁾.

In der zweiten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit tauchen kleine Salbflaschen von plattgedrückter Eiform und einem kleinen Oesenhenkel am gerade gestellten Halse neu auf¹⁰⁾.

¹⁾ IV. Aelteste Nekropole auf Cypern. Mitth. d. Arch. Inst. XI, S. 209 und Fig.

²⁾ Z. B. J. o. Cyp. St., Taf. II, 19 h.

³⁾ J. o. Cyp. St., Taf. II, 8; a und b.

⁴⁾ Idem II, 4, 6 und 5 a älterer Typus.

⁵⁾ Taf. I, S. 219, jüngerer Typus.

⁶⁾ Idem II, 7 k.

⁷⁾ Idem auf Taf. II, eine grosse Reihe hiehergehörender Formen abgebildet.

⁸⁾ Idem II, 7 a; a, b, c, d, e, f, g.

⁹⁾ Idem II, 7 h.

¹⁰⁾ Idem I, 222; II, 14 d.

Halbkugelförmige Trinkschalen, grösser als die ihrem Ursprung nach älteren, mit vertical abstehendem Oesenhenkel, hier ein weit ausladender, horizontal abstehender Schnepphenhenkel ¹⁾).

Schnabelflaschen, neuer Form, mit vielen kleinen in Reihen gestellten Oesenhenkeln ²⁾).

Trinkschalen mit ausgeschweiftem, nach dem Boden zu stark eingezogenen Bauch und einem elegant geschwungenen grossen Schnepphenhenkel ³⁾).

Gekoppelte Gefässe aller Art, mehrere Flaschenkörper, die in einen Hals ausmünden; ein Krugbauch mit zwei Hälsen; aus mehreren (zwei, drei bis vier) Näpfen zusammengesetzte Gefässe; Gefässe in Ringform oder Hornform; fassförmige Gefässe mit Deckeln und Löchern zum Zuschnüren; vogelartige Thiere, Thiere mit Vogelleib und Vierfüsslerköpfen, wirkliche Vierfüssler (aber noch nie Pferde) beginnen schon, sei es als Vasen, sei es als freie Statuetten, in ziemlich frühen Schichten der ersten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit und laufen in vielen Variationen und Umbildungen in der ganzen Kupfer-Bronzezeit fort. Manches Motiv nimmt die gräcophönikische Eisenzeit auf, viele verwirft sie ganz ⁴⁾).

Hochinteressant werden die Schichten aus der Uebergangszeit.

Man sieht deutlich, wie z. B. der rohe, freihandgemachte Kugelbauchkrug auf der in Gebrauch kommenden Töpferscheibe in die cyprische, gräcophönikische Oinochoë umgebildet wird u. s. w. In der älteren der zwei Uebergangsschichten überwiegen noch Kupfer-Bronzezeit aus freier Hand gemachte Thongefässe und entsprechend schwachzinnhaltige Bronzesachen. Scheibengedrehte gräcophönikische Gefässe in theils umgemodelten ursprünglichen Kupfer-Bronzezeitformen, sowie in theils spontan auftauchenden, für die ganze grosse gräcophönikische Zeit charakteristischen Formen, ferner Eisensachen noch ganz vereinzelt. Spinnwirtel aus Stein sind in dieser älteren Transitionszeit noch häufig und dazu gefirniste Jung-Mykenae-Vasen und die jüngeren stumpftönigen Mykenae-Vasen mit den Rosetten, mit Hirschen und dergleichen ⁵⁾).

Die jüngere Uebergangsschicht hat zahlreiche eiserne einschneidige Messer ⁶⁾), zum ersten Male Bronzeschalen ⁷⁾ und Massen gräcophönikischer, scheibengedrehter Thongefässe, dazu ganz vereinzelt schwachzinnhaltige Bronzesachen aus dem Kupfer-Bronzezeit-Vorrath, vereinzelt umgebildete, nur dieser Schicht eigene Bronzen, bei denen ein Kupfer-Bronzezeit-Typus benutzt war. Ganz vereinzelt noch handgemachte Vasen des Kupfer-Bronzezeit-Charakters. Ganz vereinzelt steinerne Spinnwirtel.

In der darauffolgenden Schicht hat die neue gräcophönikische Eisenzeit sich gefestigt und vieles der vorigen

¹⁾ J. of Cyp. St., I, 48; II, 16 a, 23 c.

²⁾ Idem I, 223.

³⁾ Idem II, 14 e.

⁴⁾ Viele Stücke auf Taf. II, J. o. Cyp. St., abgebildet.

⁵⁾ Idem Taf. II, 17. Gesammtinhalt eines Grabes; c Jung-Mykenae, aus freier Hand gemachter Kugelbauch-Krug; e Auf der Scheibe gedrehte Oinochoë.

⁶⁾ Idem II, 19 f.

⁷⁾ Idem II, 190.

Zeit abgestossen. Da erschienen die Bronzefibeln, die aufgemalten Hakenkreuze etc.

Genre-Bilder und allerlei andere Bilder aus Thon sind aus Stücken in der von mir zuerst Schneemannstechnik genannten Weise zusammengeklebt ¹⁾). Die heiligen Haine mit ihren Weihgeschenkenräumen beginnen. Eine Sternsculptur und Thonbildnerei entwickelt sich und die nächsten Jahrhunderte bringen Werke bis zu den Dimensionen wahrer Kolosse.

In der Thonbildnerei, welche auf Cypern älter als die Steinsculptur ist, wirkt zuerst der babylonisch-assyrische Einfluss, dann erst der ägyptische, weil schon hoch in der Kupfer-Bronzezeit zur Zeit Sargon I. von Accad und vor ihm Thonbilder geformt und dazu Vorbilder von Mesopotamien importirt werden.

In der Steinsculptur wie in der Steinarchitektur gehen ägyptische Einflüsse den assyrischen voran. Die Steinarchitektur beginnt um das Jahr 1000 oder früher, die Steinsculptur um einige Jahrhunderte später.

Im cyprischen Silberschmiedehandwerk gehen babylonisch-hittitische Einflüsse den ägyptischen voraus. Beim cyprischen Goldschmiedehandwerk wirkt umgekehrt zuerst Aegypten ein.

Bei dem Bildungsprocesse der reinen griechisch-archaischen Kunst, wie sie dann in Hellas um 600 v. Chr. zu erblühen beginnt, hat Cypros, haben cyprische Architekten, Maler, Bildhauer, Gold- und Silberschmiede einen auch zuerst von mir nachgewiesenen wichtigen Antheil gehabt. Im fünften Jahrhundert trat in Folge der Perserkriege eine Stockung auf Cypern ein, so dass erst im vierten Jahrhundert wieder hier eine ebenfalls von mir zuerst nachgewiesene reine cyprisch-griechische Kunst erblühen konnte.

Während der älteste babylonische Einfluss auf Cypros auf eine entweder arische oder doch sicher nicht semitische Urbevölkerung schon zur Zeit Sargon I. (und vor ihm noch) einwirkt, macht sich überhaupt der allerälteste ägyptische Einfluss erst zur Zeit Thutmes III., also in der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus bemerkbar.

Dieser älteste ägyptische Einfluss auf Cypros ist contemporär mit dem ältesten griechischen, vorphönikischen, vorgräcophönikischen Einfluss. Beide Einflüsse, sowohl der von Norden und Nordwesten herkommende peloponnesisch-arkadisch-achäisch-lakonische, also frühgriechische, vordorische und vorjonische Einfluss, wie der von Süden und Südosten kommende ägyptische Einfluss werden von ein und derselben Gruppe griechischer Stämme vermittelt, die auf den steinernen ägyptischen Geschichtsurkunden in Bild und Wort dargestellt und geschildert sind. Es sind die Sardana-Arkader, die Aquaivasa-Achäer, die Sakarusa-Lakonier. Sie sind die Erfinder der Schwerter und fabriciren auf Cypern die ersten Kupferschwerter, die zuerst nichts sind als in's Kolossale vergrösserte gemeine cyprische Dolche ²⁾). Auch der Typus des Kupferschwertes vom Burgberge von Mykenae muss wie der Sardana-Kugelhelm cyprischen Ursprungs sein. Denn nur so erklärt

¹⁾ Idem Taf. II, 19 h.

²⁾ The Owl 1888, Taf. II, S. 13.

sich das massenhafte Vorkommen eiserner Riesenschwerter dieses Typus in der jonisch-attisch beeinflussten gräcophonikischen Königsgräberschicht. Nur so erklärt sich das eiserne zweischneidige Riesenschwert dieses sogenannten Mykenae-Typus, bei dem der schön geschweifte Griff mit Elfenbeinplatten belegt war, auf der Reihen silberner Nägelkuppen, wie sie HOMER beschreibt, glänzten oder aus Gold, wie bei Agamemnon's Schwert. Der König, der diese Schwerter führte, trug auch einen von mir ausgegrabenen Helm mit Kugelspitze, einen Sardana-Helm. Nun begreift man auch, warum Agamemnon's Rüstung von Cypros stammte, nachdem ich die Reste schön gepanzelter Krieger mit den Zähnen und Knochen der mit ihnen begrabenen Pferde ausgrub. Die Panzerstücke sind mit ägyptisirenden archaisch-griechisch-cyprischen Figuren gravirt.

In den τεμένη der gräcophonikischen Zeit findet neben Aphrodite-Astarte als Hauptgöttin, Apollon-Rassaf als Hauptgott Verehrung, und zwar sehr alte arkadisch-lakonische Formen. Viele der Statuen des Gottes, seines Priesters, Dieners oder Opferers tragen Helme mit Kugelspitzen, dabei einen genau so zugeschnittenen Bart und eigenthümlich markirte Gesichtszüge, die in frappanter Weise den Sardana-Krieger ägyptischer Denkmäler illustriren¹⁾.

Auf Cypros wie in Klein-Asien stiessen die Sardana und Genossen, die sich aus dienenden Söldnern zu herrschenden Eroberern emporschwangen, auch auf die Hittiter. Und aus den hittitischen Hieroglyphen formen sie ihre cyprische Silbenschrift.

Nun erklärt sich auch, warum die in dieser Schrift einzig und allein benützte Sprache die griechische ist und warum in diesen cyprischen Inschriften ein durchaus eigenthümlicher und sehr arkadisch-achäisch-lakonischer Dialekt auf uns gekommen ist. Nun versteht man auch besser, warum das cyprische Griechisch und die cyprische Silbenschrift, deren Bildungsprocess aus cyprischen nur in der Kupfer-Bronzezeit gefundenen Steincylinndern bereits nachweisbar wird, älter auf der Insel ist, als die phönikische Sprache und Schrift.

Mykenae-Gefässe sind in der Schicht der Schwerter und Lanzen aus Kupfer oder aus schwachzinnhaltiger Bronze (mit Röhre) während der Kupfer-Bronzezeit so häufig²⁾, die dazukommenden älteren Vorstufen und späteren Cypern eigenen Umbildungen der sogenannten mykenischen Vasenformen und Vasendecorationsmotive sind so zahlreiche und so in die Augen springende, dass auch die Fabrikation der sogenannten Mykenae-Vasen auf Cypern verbürgt zu sein scheint.

Wenn die scheibengedrehten, gefirnissten, sogenannten Mykenae-Vasen in der Kupfer-Bronzezeit auftauchen, dann werden auch cyprische freihandgemachte Thongefässe in specifisch cyprischen Formen ausgegraben, die mit derselben rothbrillanten Firnisfarbe auf gelbem Grunde geometrisch-cyprisch decorirt sind,

¹⁾ Von mir: J. o. Cyp. St., Taf. I, 173—178 abgebildet.

²⁾ Viele auf Taf. I, J. o. Cyp. St., z. B. Fig. 14 bis 16 u. A.

wie die Mykenae-Vasen mit Spiralen, Kreissegmenten u. s. w. ¹⁾.

Nun versteht man auch besser, warum neben Ilias und Odyssee die Cyprien als Hauptepos auf Cypern entstehen konnte und warum sich gerade auf Cypros achäische Sitten und Gebräuche, wie sie HOMER beschreibt, bis in die historische Zeit so schön erhalten konnten. Dass die cyprische Schwerterfabrikation noch spät in der Eisenzeit auf einer hohen Stufe gestanden haben muss, geht aus der geschichtlich verbürgten Thatsache hervor, dass Alexander der Grosse ein cyprisches Schwert seiner Güte wegen besonders hochhielt und häufig trug.

Diese Culturskizze gibt uns endlich den Schlüssel, warum gewisse, sonst in anderen heutigen Gegenden, in denen Neugriechisch gesprochen wird, verloren gegangene homerische Worte bis heutigen Tages im Munde des cyprischen Bauern fortgelebt haben.

Ausschuss-Sitzung am 9. December 1890.

Vorsitzender: FERDINAND FREIHL. V. ANDRIAN-WERBURG.

1. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: Dr. C. M. FABER in Wien.

Dr. IG. KEMÉNY, k. und k. Regimentsarzt in Wien.

2. Mit der kaiserlichen Archäologischen Commission in St. Petersburg wird der Schriftentausch eingeleitet und als Gegengabe für die eingesandten werthvollen Publicationen derselben aus den früheren Jahren Bd. I bis XIX der Mittheilungen übersendet. Band I wurde ausnahmsweise abgegeben.

3. Die Abfassung eines Index zu Bd. XI—XX der Mittheilungen (neue Folge Bd. I—X, 1881—1890) wird beschlossen und mit der Abfassung desselben Herr Dr. W. HEIN betraut. Dieser Index wird voraussichtlich mit dem I. Vierteljahrshefte des Bandes XXI (1891) Ende März ausgegeben werden, gehört aber zum Abschluss des Bandes XX der Mittheilungen.

4. Der Bericht der Commissionsanträge über verschiedene Abänderungen in der Gesellschaft wird zur Kenntniss genommen und in die Berathung derselben eingegangen. Da letztere nicht zu Ende geführt werden konnte und auf die nächste Ausschusssitzung verlegt wurde, wird ein zusammenhängender Bericht über die Beschlüsse des Ausschusses in dem Berichte über letztere Sitzung gegeben werden.

Monats-Versammlung am 9. December 1890.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. CARL BRUNNER VON WATTENWYL.

1. Herr Andreas Reischek hält einen Vortrag:

Ueber Neu-Seeland und seine Bewohner.

Nach einer kurzen geographischen Einleitung gibt der Vortragende eine historische Skizze der Eroberung Neu-Seelands durch die Engländer und schildert die

¹⁾ Idem Taf. II, 9; a, b, c, d, e, f, g und 10 c sind 8 hiehergehörende Gefässe abgebildet.

wichtigsten Kämpfe derselben mit den Eingeborenen. Er erzählt ferner die Art und Weise, wie er zu ihnen gelangte und sich ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erwarb, und übergeht dann zum eigentlichen Thema des Vortrages, die Maori und ihre Cultur betreffend.

Der Maori ist 5—6 Fuss hoch, von starkem, muskulösem Körperbau und von brauner Farbe; das Gesicht und die Hüften der Häuptlinge und Krieger sind schön tätowirt.

Die Frauen sind etwas kleiner, stark gebaut, lichter von Farbe; die Lippen, das Kinn und häufig auch die Hüften sind tätowirt.

Die Maori scheinen, anthropologisch genommen, keinen einheitlichen Typus zu bilden; bei genauerer Betrachtung scheinen drei ziemlich von einander verschiedene Typen zu existiren. In der King-Country hatte ich Gelegenheit, grösseren Maori-Versammlungen beizuwohnen. Manche der Theilnehmer hatten ziemlich plattgedrückte Nasen, aufgeworfene Lippen, krauses Haar und waren von dunklerer Farbe, sowie von kleinerer Statur. Die Mehrzahl hatte das Gesicht mehr proportionirt geformt, besass straffes, schwarzes Haar und war lichter von Farbe und von stärkerem Körperbau. Einige unter ihnen sahen ganz anders aus, so dass ich glaubte, dass dieselben tätowirte Araber seien. Es wurde mir aber versichert, dass auch diese Maori sind; jedoch erzählten mir mehrere Häuptlinge, dass bei manchen Stämmen die Rasse nicht mehr rein ist.

Ihre Tradition sagt nämlich, sie seien von einem Lande, das sie Hawaiki nannten, nach Neu-Seeland gekommen und hätten hier eine dunklere Menschenrasse mit gekraustem Haar vorgefunden. Als ich die Häuptlinge fragte, was aus diesen Stämmen geworden sei, antworteten sie mir, dass ihre Vorfahren die Männer getödtet, aufgefressen und ihre Frauen in Besitz genommen haben: deren Kinder sahen daher anders aus. Bevor noch die Engländer von Neu-Seeland Besitz genommen hatten, landeten hier durchgegangene Matrosen, welche sich mit den Maori vermischten.

Ich fand selbst im Lande des Königs junge Männer und Frauen, bei welchen die Mutter eine Maori und der Vater ein Europäer war, den sie aber in der Regel gar nicht kannten; sie waren nur der Maori-Sprache mächtig und lebten wieder zusammen mit Vollblut-Eingeborenen. Ihre Kinder hatten den europäischen Typus schon ziemlich verloren.

Bei den Eingeborenen der King-Country wird streng auf Moral gehalten. Obwohl Mädchen, Frauen und Männer zusammen baden, kommt keine Unsittlichkeit vor.

Vor Fremden sind die Maori gewöhnlich sehr scheu.

Die Mädchen schlafen allein auf dem ihnen zugewiesenen Platze, in der Runanga. Der verheiratete Mann wickelt sich zum Schlafen mit seinem Weibe in eine Matte ein.

Die Hau-Hau haben Vielweiberei; König Tawhiao hat sechs Frauen. Je mehr Frauen ein Häuptling besitzt, desto reicher ist er.

Die Mädchen werden so erzogen, dass sie für den Mann sorgen können, wenn sie heiraten. Sie verfertigen nämlich die Kleider, kochen und besorgen mit ihren Untergebenen die Landwirthschaft. Jedes Mädchen bekommt von ihrem Stamme, wenn sie heiratet, ein Stück Land und Leute mit.

Die Gebräuche bei der Werbung sind verschieden. Manche Mädchen wurden von den Eltern schon als Kinder verlobt. Manchmal wird die Braut mit ihrer Zustimmung entführt, wofür der Bräutigam den Eltern Geschenke macht, welche aus Matten, Nahrungsmitteln u. dergl. bestehen, und auch ein grosses Fest bereitet.

Als Werbungszeichen haben sie mitunter ein eigenartig geknüpftes Flachs Bündel. Der Bewerber gibt dasselbe heimlich seiner Auserkorenen. Wenn sie es in einen Knoten zusammenzieht, so ist er angenommen; wenn sie dagegen das Bündel auflöst und wegwirft, so ist seine Werbung abgewiesen.

Der Häuptling Honnana sagte mir, dass ein Mädchen oder ein Mann, die um zu heiraten, von ihrem Stamme entflohen, aus demselben ausgestossen wurden; die Kinder solcher Entflohenen, wenn die letzteren Häuptlinge waren, bildeten dann einen neuen Stamm. Auf diese Weise vermehrten sich die Stämme.

Die Maori haben keine Ceremonie bei der Heirat. Der Bräutigam holt sich die Braut und sie sind Mann und Weib. Die erste Frau muss immer einen dem Manne entsprechenden Rang haben; die anderen Frauen sind ihr untergeordnet, und nur das von der ersten Frau erstgeborene Kind ist der Rangerbe. Es kann also auch ein Mädchen das Oberhaupt sein.

Das Land ist Eigenthum des ganzen Stammes. Der Häuptling ist das Oberhaupt desselben und hat als solcher unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen. Sein Wort ist Gesetz; sein Körper, tapu (heilig). Demselben stehen mehrere Unterhäuptlinge zur Seite, welche ihn bei Berathungen unterstützen. Jeder dieser Häuptlinge hat wieder seine eigenen Leute unter sich, welche, wenn der Stamm überfallen wird, sich um ihren Ariki, das ist den ersten Häuptling, schaaren, um gemeinsam vorzugehen. Sie bringen auch ihrem ersten Häuptling Nahrung und Kleider. Ein Maori schätzt es als eine grosse Ehre, wenn ihn ein Häuptling besucht und etwas, was demselben gefällt, mitnimmt.

Ein grosser Häuptling muss folgende Eigenschaften haben: Er muss ein tapferer Kämpfer, ein guter Redner und auch Poet sein. Die Häuptlinge leben mit ihrem Stamme gewöhnlich im besten Einvernehmen. Ich hörte unter ihnen nie ein böses Wort. Die Untergebenen achten den Häuptling, der immer um das Wohl seines Stammes besorgt ist. Er veranstaltet Feste und Vergnügungen, sorgt dafür, dass der Pah in Ordnung gehalten wird, lehrt die jungen Männer Kriegskunst, Jagd, Fischerei, wie auch Schifffahrt, denn die Maori sind tüchtige Seeleute. Er ist der Erste, welcher sich beim Ueberfall eines Pah den feindlichen Häuptling aussucht, um ihn zu tödten.

Den Häuptling erkennt man an seiner schönen Kleidung, welche seine Frau für ihn macht, ferner an dem Schmuck aus Ponamu (Grünstein) und an den

geschnitzten Waffen. Auch das Haus in welchem er wohnt, die Runanga, ist schön geschnitzt, namentlich mit Figuren, welche ihre Götter oder berühmte Häuptlinge darstellen, sowie mit Bildern aus ihrem Leben verziert.

Bei dem Kriegscanoe, in welchem der Häuptling fährt, ist der Vorder- und Hintertheil schön geschnitzt; die auf der Vorderseite angebrachte Figur zeigt dem Feinde die ausgestreckte Zunge als ein Zeichen des Trotzes.

Nichts verachtet der noch nicht von der Civilisation berührte Maori mehr, als Feigheit, Lüge und Betrug.

Im Leben der Stämme untereinander selbst bemerkte ich nie eine Unmoral, Diebstahl oder Verrath; sie leben in Frieden und Eintracht, so dass diese Naturkinder in dieser Beziehung uns Europäern in Manchem als Beispiel dienen könnten.

Die Häuptlinge erzählten mir öfter, dass sie berühmte Häuptlinge in früheren Zeiten mumificirten; die Eingeweide wurden herausgenommen, alles Fleisch unter der Haut wurde beseitigt, der Körper zusammengebunden, geräuchert oder an der Luft getrocknet. Auch alte Ansiedler, wie z. B. Mr. Clark, erzählten mir dasselbe; letzterer sagte mir, dass er bei seiner Ankunft auf Neu-Seeland in den Dreissiger Jahren solche Mumien auf an Bäumen befindlichen Gestellen gesehen habe.

Der Kopf eines Häuptlings wurde nach dem Tode abgeschnitten und ebenso behandelt wie die Mumie; ein solcher heisst Moki. Derselbe wurde dann entweder als Andenken in einer Hütte aufbewahrt, oder wenn er von einem feindlichen Häuptlinge herrührte, als Trophäe behalten und in späterer Zeit als geeignetes Tauschobject gegen europäische Waffen, Werkzeuge und Kleider abgegeben. Für eine Flinte wurde in der Regel ein Schädel gegeben; manche derselben wurden nur zu diesem Zwecke schön tätowirt. Auch Europäer wurden gefangen, schön tätowirt, getödtet, dann ein Moki (Schädel) gemacht und derselbe verkauft, bis die Engländer diesen Schädelhandel untersagten. Es wurde eine Strafe von fünf Jahre Gefängnis für Denjenigen festgesetzt, welcher solche Schädel kaufte.

Eine eigenthümliche Sitte ist das Knochenschaben. Wenn ein Häuptling stirbt, wird er in der Hütte in sitzender Stellung aufgebahrt und mit einer Kaitaka (eigene Art von Matte) bekleidet; die Haare werden dann mit Federn verziert und ihm seine Meri (Steinwaffe) in die Hand gegeben und andere Waffen an die Seite gelegt. (In dieser Stellung bleibt er, bis die Verwesung eintritt.) Dann sagt der Ariki (Priester) Gebete her, die trauernde Frau steht ausserhalb der Hütte und macht ein fürchterliches Geschrei, wobei sie die Hände nach oben, dann wieder nach unten wirft und dadurch ihrem Schmerze Ausdruck gibt. So oft eine Anzahl Freunde kommen, wiederholt sich das Geheul und dabei hebt sie in einer Rede die guten Eigenschaften des Verstorbenen hervor. Der Stamm und seine Freunde kommen täglich zusammen, um über den Verlust des Todten zu klagen (Tangi), wobei sie in ge-

beugter Stellung im Halbkreise sitzen, weinen und dann zur Begrüssung Nasenreiben.

In früheren Zeiten wurden gewöhnlich mehrere Slaven und auch die Witwe getödtet, damit der Häuptling auch im Rainga¹⁾ Bedienung habe; auch zerschnitten sich die Frauen beim Tangi ihr Gesicht und die Brust mit Obsidian und mit scharfen Muscheln. Ich sah einige solcher Frauen, deren Brüste voller Narben waren. Ein solcher Tangi ist entsetzlich anzuhören.

Wenn die Verwesung des Körpers eingetreten ist, tragen ihn die Tohunga (Krieger) fort; alle Gegenstände, welche der Verstorbene während der Krankheit benützte, werden mit ihm in einen hohlen Baum, oder in eine Höhle, oder aber in einen Sarg aus hohlen Baumstämmen gegeben und dort verborgen, bis das Fleisch verfault ist.

Alle, welche mit dem Kranken in Berührung kamen, sind tapu (heilig); ihre Nahrung wird von einem eigenen Kapa-Maori gekocht, und sie selbst werden von alten Weibern mit Holzstäbchen gefüttert.

Ist endlich das Fleisch verfault, dann bringen die Tohunga wieder die Knochen und Gegenstände dem Ariki; dieser spricht ein Karahia (Gebet) darüber, um den tapu aufzuheben und die Werthgegenstände werden dann unter den Verwandten getheilt.

Bei diesem Feste, welches mitunter bis drei Wochen lang dauert, werden alle Freunde zum Knochenschaben eingeladen. Die Knochen werden mit Obsidian geschabt. Wenn eine neue Partie von Freunden ankommt, wird immer wieder Tangi gemacht, d. h. geklagt. Nachdem die Knochen gereinigt sind, werden sie in einer Höhle oder in einem hohlen Baum verwahrt; diese Plätze sind tapu; die Tohunga sind dann auch wieder „tapu“ und werden noch 4—6 Wochen gefüttert. Der Ort, wo der Häuptling starb, wird verlassen, auch manchmal verbrannt und ist auch „tapu“.

In früherer Zeit wurden die Jagdthiere mit Lanzen erlegt, oder in Fallen aus Stäben, sowie in Schlingen aus Flachs gefangen, dann in Gefässen (Papa) aus Totararinde im eigenen Fett präservirt, aber ohne Salz, da die Eingeborenen kein Salz geniessen. Ich ass solches Fleisch, welches über ein Jahr alt war; dasselbe war noch gut erhalten.

Die Fischerei wurde betrieben mit grossen Angeln aus Manukaholz für Haifische und mit kleineren Angeln, die aus Holz mit einer Pawamuschel (Seeohr) innen ausgelegt und mit einer Spitze aus Menschenknochen versehen waren und die unten einige Kiwifedern trugen, für kleine Fische.

Auf diese kleinen Angeln wurde kein Köder gegeben; dieselben wurden nur an einer Flachsschnur befestigt, sodann in das Wasser gelassen und mit dem

¹⁾ Der Rainga besteht in drei grossen unterirdischen Höhlen; in der untersten ist es finster und bekommen die Verstorbenen nichts zu essen, wobei einige zu Grunde gehen. Ober dieser Höhle ist eine zweite, welche auch finster ist, aber wo die Insassen zu essen bekommen und von da mit der Zeit in die oberste Höhle gelangen, wo es licht ist und es immer Feste gibt.

Canoe fortgerudert. Die Muschel schillert im Wasser wie ein kleiner Fisch, was zum Anlocken dient.

Anders ging man beim Haifischfangen vor. Ein Kawan (Scharbe) wurde fest an die Angel gebunden und eine starke Leine aus Flachs an die Angel befestigt mit einem Stein daran, damit er den Köder in die Tiefe ziehe.

Die Aale wurden in Hamen aus Mangimangi, auch mit Schnüren, an welchen ein Büschel Würmer gebunden war, gefangen.

Die Fische wurden in der Luft oder im Rauche getrocknet und dann im Kapa Maori gekocht. Es ist dies eine Vertiefung in der Erde, welche innen ringsherum mit Steinen ausgefüllt ist, die durch Feuer glühend gemacht werden; danach wird die Asche herausgeputzt, die glühenden Steine mit Wasser bespritzt, die Nahrung in nassen Matten daraufgegeben, mit Erde bedeckt und in 20 Minuten ist die Speise, welche aus Fischen, Schweinefleisch, Gemüse u. s. w. besteht, gekocht und mundet stets vorzüglich.

Ihre Anpflanzungen halten die Maori sehr rein. Sie pflanzen drei Arten Kumara (süsse Kartoffeln), Riwai (gewöhnliche Kartoffeln), Maro (eine Art Kürbis), dann seit der Anwesenheit der Europäer Mais, Melonen und Tabak. Vom Flachs (*Phormium tenax*), der auch angebaut wird, unterscheiden die Maori drei Arten: nämlich den grossen Flachs, welcher eine Höhe bis zehn Fuss erreicht, aus welchem Matten, Körbe und Seile gemacht werden; dann eine zweite Art mit rothen Streifen, welche zu Stricken zum Tragen für Lasten benützt wird; endlich eine dritte kleine Art, welche nur oben in den Gebirgen vorkommt und zur Verfertigung besserer Matten dient.

Der Flachs wird gewässert, getrocknet, dann mit Tukituki (eigenthümliche Steinklopfer) geschlagen und mit Muscheln geschabt, bis er ganz weiss ist. Sodann werden die Fäden auf horizontal liegende Hölzer in der Grösse der Matte gespannt, so dass das Ganze eine ebene Fläche bildet, und mit einer Nadel zusammengeheftet, bis die Matte fertig ist. Schlafmatten und Körbe werden aus rohem, grünen Flachs gearbeitet. Es gibt auch braunen Flachs. Auch färben die Maori den Flachs mit Erdfarben, Baumrinde und Beeren.

Steinwerkzeuge werden mit Zuhilfenahme von Sandsteinen als Reibstein und Wasser verfertigt, und zwar einfach durch immerwährendes Reiben; die Politur wird dann mit der Hand und mit Fett erzeugt.

Bäume werden durch Feuer, welches an ihrer Basis angemacht und immer erneuert wird, gefällt, sodann die Kohle und das Holz mit Paneheke (einer Steinaxt) beseitigt. Die feinen Arbeiten und Schnitzereien werden mit Obsidian und Feuersteinmessern wie auch mit Muschelschalen ausgeführt; die Löcher werden mit einem Holzbohrer gemacht, an dessen Spitze ein Feuerstein befestigt ist.

Die Maori sind grosse Redner, welche untereinander ganze Debatten (Korero) aufführen. Sie bewahren bei denselben eine gute Haltung und Würde; der Redner wird von den um ihn im Kreise Sitzenden nie unter-

brochen, wenn er sich auch noch so heftig gegen seine Widerpartner ausspricht. Wenn der Redner zu der Versammlung sprechen will, geht er zuerst schnell, mit der Meri in der Hand gesticulirend, vorwärts; den Rückweg geht er gelassen und spricht; wenn er fertig ist und sich setzt, so springt von der Gegenpartei der Häuptling auf und bringt in derselben Art sein Anliegen vor.

Ich wohnte solchen Debatten, welche oft sechs Tage und länger währten, bei, in welchen sich mehrere Gegner befanden; wenn ich es nicht gewusst hätte, würde ich gedacht haben, es seien alle Freunde, mit solchem Anstand und solcher Freundlichkeit begegneten sie einander. Kriegserklärungen werden gewöhnlich von den Häuptlingen so geheim gemacht, dass die Stämme nichts wissen, bis erst Vorbereitungen zum Kampfe getroffen werden. Ein Häuptling besuchte einen zweiten, den er bekämpfen wollte; er gab ihm insgeheim ein Stückchen Koth in Laub gewickelt, welches der Empfänger sogleich versteckte als Zeichen, dass er die Fehde annahm. Eine zweite Form der Kriegserklärung besteht im Herausstrecken der Zunge.

Der Pah oder die Festung wurde früher gewöhnlich so angelegt, dass eine Seite oder rundherum alle Seiten so steil waren, dass man klettern musste, um hinauf zu kommen. Gewöhnlich befand sich derselbe auf einem vulcanischen Kegel. Drei bis vier Wälle mit Gräben wurden um den Berg aufgeworfen, oben mit tiefen Gruben und Erdwällen verschanzt; in einer kleinen Entfernung vom Berge waren Palisaden aus Bäumen in die Erde eingegraben und mit Schlinggewächsen zusammen befestigt. Die Eingänge waren im Zickzack angelegt und so enge, dass nur ein Mann nach dem andern durch konnte.

Diese Festungen waren so gut angelegt, dass im letzten Kriege der Engländer gegen die Maori letztere mit einigen hundert Kriegern ebensovielen tausend gut geschulten, mit modernen Waffen versehenen Truppen mehrere Tage Stand hielten, bevor der Pah genommen werden konnte.

Die Maori erzählten mir, dass sie vor ihrer Ankunft in Neu-Seeland keine Kannibalen waren; erst durch die vielen Kriege, welche sie gegen einander führten, vernachlässigten sie ihre Anpflanzungen und hatten nichts zu essen; darauf erst verzehrten sie aus Hunger die erschlagenen Feinde, welche ihnen sehr gut mundeten; so wurde der Kannibalismus zur Gewohnheit und sie zogen dann Menschenfleisch jedem anderen vor. Der Häuptling Wahanui sagte mir, dass nur im Kampfe Getödtete oder solche, welche dem Stamme keinen Nutzen brachten, gegessen wurden; gefangene Feinde, die dem Stamme nützlich waren, oder solche, welche die Kunst des Schnitzens oder andere Arbeiten verstanden, wurden geschont.

Einen Platz, welcher „tapu“ ist, darf kein Maori betreten, da derselbe nach ihrer Meinung in kurzer Zeit sterben müsste; so auch, wenn er Nahrung, welche „tapu“ ist, zu sich nimmt.

Ein Ariki-Häuptling und erster Priester ist „tapu“ und darf nie berührt werden, besonders nicht am Haupte.

Ein Ariki kann einen Ort oder einen Gegenstand „tapu“ machen und ebenso den „tapu“ auflösen.

Ich durchforschte die ganze King-Country, welche für mich von grossem Interesse war, da die Eingeborenen hier noch ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten hatten. Im Jahre 1887 fiel die letzte Grenze; der König legte freiwillig seine Regentschaft nieder zu Gunsten der neuseeländischen Regierung, welche den Eingeborenen freundlich entgegenkam.

Heute trägt der Maori dieselben Kleider wie der Europäer und benützt europäische Werkzeuge und Waffen. Es leben nur wenige alte Häuptlinge, welche noch die Kunst des Schnitzens kennen, und wenige alte Mütterchen, welche Matten zu nähen und zu flechten verstehen. Der Einfluss der Civilisation wird in Kurzem auch dieses intelligente, einst mächtige Volk verdrängen. Der Maori stirbt aus, da er sich der Cultur nicht fügt und auch nicht fügen kann. In der Stadt tragen die Leute warme Kleider; sobald sie in ihre Ansiedlung kommen, werden dieselben ausgezogen und eine Matte über den blossen Körper geworfen; dadurch entstehen viele Brustkrankheiten. Dazu kommt noch das Trinken geistiger Getränke, wovon sie träge und stumpf werden, ihre Anpflanzungen vernachlässigen und einmal darben, während sie ein anderes Mal wieder unmässig viel essen.

Leider haben die Maori von den Europäern auch noch manche andere schlechte Gewohnheit angenommen und manches Uebel geerbt, das sie decimirt. Namentlich haben syphilitische Krankheiten grosse Verheerungen unter ihnen angerichtet.

Natürlich kommen auch unter diesen civilisirten Maori Ausnahmen vor; es gibt solche, welche ihre alten guten Eigenschaften beibehalten haben und von den Europäern nur die nützlichen Annahmen und wahre Muster sind. So fand ich in der King-Country mehr gut gebaute Leute unter ihnen, von stärkerer Muscularität, und von gesünderem Aussehen, als es die meist verkommenen civilisirten Maori zeigen; dieselben hatten auch grössere Familien.

Es gibt heute noch Häuptlinge, welche ihren Untergebenen den Genuss geistiger Getränke nicht erlauben. Dennoch wissen sich Manche solche zu verschaffen, obwohl dieselben schrecklich unter diesem Gifte zu leiden haben.

Schwer war es mir, als ich von diesem so hochinteressanten Volke, das ich lieb gewonnen hatte, scheiden musste, bei dem ich mir viele treue Freunde erworben hatte und dem ich immer die beste Erinnerung bewahren werde.

2. Herr W. Bugiel übersendet einige Bemerkungen über:

Die Frau in Ferghana.

Auszug aus dem Werke von W. NALIFKIN und M. NALIFKINA: „Očerk byta ženščiny asjedlowa tuzjemnowa nasjeljenja Fjergany“, Kazan 1886.

Das Material zu dieser Skizze wurde von einer Russin, Frau NALIFKIN gesammelt, welche mehrere Jahre

mit ihrem Manne zu diesem speciellen Studium unter den Sarten in Ferghana (das frühere Chanat Khokand) lebte. Wer da weiss, wie strenge die Frauen im Orient von der Berührung mit der Aussenwelt, namentlich mit fremden Männern, abgehalten werden, weiss es auch zu beurtheilen, dass nur eine Frau im Stande war, diese Daten zu sammeln, was im Interesse der Wissenschaft nur sehr erfreulich ist.

Die ferghanischen Frauen zeichnen sich keineswegs durch ein schönes Aeussere aus. Sie sind klein von Wuchs, im späteren Alter meist dick; der Brustkasten ist flach, das Becken breit. Junge Mädchen, die noch nicht ein Jahr erreicht haben, liegen gewöhnlich in den Bišiks, eine Art Holzkasten, auf dessen Boden eine dünne Watteschicht gelegt wird. Die Watte verliert bald ihre Elasticität und wird ebenso hart wie das Brett. Dies bleibt nicht ohne Einfluss auf die Form des Kopfes; das Hinterhaupt wird breit und flach.

Die Stirn ist gewöhnlich niedrig, die Hautfarbe variiert sehr. Es gibt ganz weisse Gesichter, aber auch die dunkelbraunen sind nicht selten. Die Wangen sind flach, die Augen stehen weit auseinander, die Oberlippe ist grösser als die Unterlippe, in den Augen leuchtet Energie und Starrsinn. Die Zähne werden schwarz gefärbt. Die Haare sind hart und werden in Zöpfe geflochten. Oft werden sie auch durch falsche Flechten, ilâu genannt, vertreten. Die Füsse sind gross, dagegen zeichnen sich die Hände durch eine elegante Form aus.

Der Schnitt der Kleidung wird von drei Factoren, nämlich vom Klima, von den Lebensverhältnissen und von der Religion beeinflusst. Der lange heisse Sommer und die öfters vorkommende Nothwendigkeit, das Pferd zu besteigen, veranlassen die Frauen, ihre Kleider breit und bequem zu machen; die Religion sorgt für die Bedeckung des Gesichtes. Die Frauen tragen breite, gegen die Knöchel sich verengende Hosen, Hemden (kojnak) und ein Kopftuch. Im Winter ziehen sie ein Ueberkleid, „munsák“ genannt, an. Die reicheren Frauen tragen auch lederne Strümpfe, „ičigi“, und Ueberschuhe; bei den ärmeren fehlen die letzteren. Die Hemden, welche an Werktagen getragen werden, sind meist grob; feine Hemden, am häufigsten aus Seide, werden nur an den Festtagen angezogen. Die ersteren sind gewöhnlich dunkelbraun, denn man wechselt sie nur sehr selten, oft erst dann, wenn dieselben abgetragen sind; die Aermel sind lang und vertreten gewöhnlich die Schnupftücher; der Schosstheil ist manchmal ungesäumt, weil man glaubt, die Frauen mit besäumten Schössen verlieren die Fruchtbarkeit. Geht eine Frau in's Freie, so bedeckt sie den Kopf und die Brust mit einem schwarzen, dicken, aus Pferdehaar geflochtenen Netz und wirft darüber noch ein „Parandži“, ein Ueberkleid aus Baumwollstoff. Vom Gesicht kann man daher nichts sehen. Geht eine Frau zum Grab ihres Gemahls, so umgürtet sie sich mit einer blauen Leibbinde; blau ist nämlich die Trauerfarbe. Ein Kopftuch muss ihr Haupt immer bedecken, sonst sündigt sie. Der Schutzengel fliegt sogar fort von ihr, wenn sie mit unbedecktem Kopf speist.

Die Putzsucht ist bei den Ferghanerinnen stark entwickelt. Neben der den Frauen angeborenen Vorliebe für das Schmücken gibt es noch einen anderen Beweggrund. Es ist dies der Koran, der den Frauen vordredigt, wie sie ihren Gatten gefallen sollen. Sie kommen auch den heiligen Worten in ihrer Weise nach; bei der Mehrzahl werden die Brauen und Wimpern gefärbt. Dazu wird der Saft einer Pflanze, „lesmá“ genannt, benützt. Derselbe diente einst auch zum Färben der Fingernägel und der flachen Hand; jetzt ist aber diese Sitte ausser Gebrauch gekommen. Die Ohr- und Finger-ringe, die Armbänder, Glasperlen, Korallen und anderer Schmuck ist theils ferghanischen Ursprungs, theils aus Russland hergebracht. Jüdinnen tragen noch kleine Ohringe in der Nase. Auch mit Blumen schmücken sich die dortigen Mädchen; es gebricht ihnen dabei aber an Geschmack. Statt diese in das Haar hineinzuflechten, stecken sie die Blumen in die Haare an den beiden Schläfen, so dass sie herunterhängen und während des Ganges sich immerfort bewegen. Manche Frauen flechten auch dünne Plättchen von Bachweidenrinde in die Zöpfe hinein.

Die Ferghanerin ist von lebhaftem Temperament. Sie lacht immerfort, weint nur sehr selten, schwatzt viel, zankt sich mit dem Mann und überarbeitet sich nur selten. Sie singt bei jeder Arbeit und besucht gerne die Gesellschaften, wo man den Abwesenden viel Schlimmes nachredet. Ihre Bewegungen sind kokett und auch auf die Erregung der Aufmerksamkeit der Männer berechnet; ebenso wissen sie durch die verschiedensten Verzierungen des Gesichtes die jungen Leute zu ködern. Das *comme il faut* ist für sie auch massgebend; sie wird keine grossen Schritte machen; auch wird sie das Gefühl des Dankes, welches sie z. B. nach dem Bekommen eines Geschenkes erfüllt, unterdrücken. Ihre geistigen Kräfte sind aber schwach; oft kann sie nicht über 100 zählen, und die intelligenten Frauen, die lesen können, sind selten. Auch lügt sie sehr, liebt zu prahlen und versucht oft zu betrügen. Die Anzahl der durchlebten Jahre verheimlicht sie ebensogut wie die Europäerin.

Das Haus wird sauber gehalten, die Haushälterinnen dagegen sind nicht zu reinlich. Dampfbäder besuchen sie nicht, weil dies für unanständig gehalten wird, auch baden sie sich selten. Von den Ehemännern werden sie nicht bedrückt; an ihren Kindern hängen namentlich die Aermere mit grosser Liebe. Eine besondere Vorliebe hegen sie für Wallfahrten.

Obwohl das Mädchen bei den Ferghanern einen reellen Werth — es wird nämlich an die Heiratslustigen um baares Geld verkauft — darstellt, so ist doch die Geburt eines Mädchens für den Familienvater ein unangenehmes Ereigniss. Er ist dann einige Tage trübe und nachdenkend und beschliesst oft, eine andere Frau zu nehmen. Auch ist das Fest, das von ihm zur Feier des Ereignisses veranstaltet, nur eine schwache Auflage jenes, das bei der Geburt des Sohnes gefeiert wird.

Sobald das Kind laufen kann, wird dasselbe wenig mehr beaufsichtigt. Vom 3. bis 5. Lebensjahre zieht

man ihm Hosen an, im Alter von 7—8 Jahren schneidet man ihm zum ersten Mal die Haare. Sonst aber läuft es ebenso wie der Knabe umher, hungert, lernt Schimpfen und Zanken, sowie Naschen, horcht den alten Weibern, die Märchen erzählen, zu, und sondert sich von der Gesellschaft der Knaben erst im 8. oder 9. Jahre ab. Dann wird ihre Puppe der Gegenstand ihrer Fürsorge. Einige Mädchen nähren eine Puppe, bereiten für sie die Kleidungsstücke, feiern ihre Hochzeit oder beklagen ihren Tod. Manchmal spielen sie „michmán-michmán“ (Gäste) oder ahmen die Hochzeit nach. Die Braut ist ein Mädchen, der Bräutigam wird aus den Knaben gewählt. Sind die Mädchen schon vernünftiger, so lehrt man sie Nähen, Spinnen und das Werg reinigen. Manchmal werden sie auch von den „Atúns“ im Lesen unterwiesen. Das Lesen wird aber dann im Drange des Lebens vergessen, obwohl manche Frauen den Koran auch im späteren Alter zu lesen wissen. In den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gab es hier sogar zwei begabte Dichterinnen, Sinnet und Machsúna, die beim damaligen Chan Omar in grossen Ehren standen.

Die Jahre verstreichen, das Kind wird zu einem Mädchen. Die Gefallsucht beginnt sich zu regen. Es flicht die Haarflechten, schmückt sich mit Ohrringen, Armbändern und Perlen, malt sich die Augenbrauen und Augenwimpern schwarz und bestreicht die flache Hand sowie die Nägel mit gelbem Safran. Kurz und gut, es wird heiratsfähig.

Die Spiele auf der Gasse nehmen ihr Ende. Das so erwachsene Mädchen gibt auf die Kleidung Acht, verdeckt das Gesicht, geht nur mit dem Bruder oder einer älteren Person aus und besucht die Sitzabende, wohin auch junge Männer kommen und wo Liebschaften angesponnen werden. Auch nehmen sie am Sumalak-Essen Theil. Es wird nämlich von den Mädchen und Frauen eine Mehlspeise gekocht, die Sumalak genannt wird und auf deren Verzehrung Gebete und dann Unterhaltungen folgen. Ihr Körper unterzieht sich ebenfalls bedeutenden Veränderungen, das Gesicht verliert bedeutend an Feinheit; die Menstruation beginnt. Bei den Reicheren und Wohlgenährteren beginnt dieselbe im 12. Jahre, bei den mit dem Elend kämpfenden Töchtern der Fuhrleute tritt sie oft erst im 18. bis 19. Jahre ein.

Das reife Mädchen wird bald geheiratet. Die Sarten stellen sehr bescheidene Anforderungen an die Schönheit, auch wollen sie gerne Kinder haben, wozu sie ja der Koran ermahnt. Das Joch der Ehe wird wegen der leichten Scheidung ohne besondere Mühe abgeschüttelt, es ist also keine unglückliche Ehe zu befürchten. Daher findet fast jedes Mädchen einen Mann.

Gewöhnlich werden die Mädchen im 13. bis 15. Jahre verheiratet. Später treten in den Ehestand nur die, welche besonders hässlich sind oder von ihren Eltern, welche sehr wählerisch sind, aufgehalten werden. Von den Freiern werden solche aus der Verwandtschaft oder aus der Nachbarschaft vorgezogen, weil dann die Braut in der Nähe ihres Geburtsortes bleibt. Die Verwandtschaft ist besonders für die Männer von Belang, sie können dann den „Kalým“ ratenweise bezahlen. Die

Sitte, die Brautleute noch in der Wiege zu verloben, ist jetzt ausser Gebrauch gekommen. Ebenso selten sind die Fälle, wo 9—12jährige Kinder verheiratet werden. In diesen Fällen dürfen sie jedoch noch nicht miteinander näher verkehren. Manchmal kennen die Brautleute einander gar nicht. Oft vermitteln zwar die Eltern das Zustandekommen einer Ehe, die jungen Leute können sich aber sehen und lieb gewinnen. Heirat aus Liebe ist höchst selten und kommt fast ausschliesslich nur bei Witwen und bei den von ihren Ehemännern geschiedenen Frauen vor.

Vor der Eheschliessung muss man die Angelegenheiten, welche den Kalým und Mechr betreffen, schlichten. Kalým heisst das Geld, welches vom Bräutigam an die Eltern der Braut gezahlt wird. Bedeutender ist die Gabe, die der künftige Ehemann dem Mädchen selbst schenkt. Die Höhe des Kalým ist sehr verschieden: von 12—15 Rubel für die armen Waisen steigt er auf mehrere Hundert bei den Reichen. Man bezahlt ihn ratenweise, und zwar baar oder in Lebensmitteln. In Ferghana hat der Kalým den Charakter des Kaufgeldes stark verloren; die Summe wird bald als eine Entschädigung der Eltern für ihre gehabte Fürsorge gehalten, bald dient er zur Bestreitung der Hochzeitskosten. Für den Kalým kaufen auch die Eltern das Bettzeug, die Kleidungsstücke, sowie die anderen nothwendigen Gegenstände für die Braut. In den letzten Zeiten bleibt jedoch die Bezahlung des Kalým oft aus.

Der Mechr übersteigt nie den Werth von 100 bis 150 Rubel. Es ist dies überhaupt eine muselmännische Sitte, von den Sarten nur angenommen. Alle Bestimmungen, welche den Mechr betreffen, sind in den muhammedanischen Gesetzbüchern enthalten. Es wird der Frau vor der Hochzeit oder bei der Ehescheidung gegeben. Erfolgt die Scheidung vor der ehelichen Verbindung, so fällt er ganz weg. Der Mechr besteht in einem Stück Acker, einem Haus oder einem Garten. Sein Ertrag liefert für die Frau die ihr für das Anschaffen der Kleider nöthige Summe, denn der Gemahl kümmert sich sonst wenig um den Anzug der Frau. Nur vor grossen Festen macht er ihr ein Geschenk, meist aus einem Tuch oder einem Rock bestehend.

Nachdem man sich über den Kalým und dessen Ausbezahlung geeinigt, trifft man Anstalten zur Hochzeit. Oft versuchen noch die beiden Parteien, sich gegenseitig zu betrügen, hinter's Licht zu führen und auszubeuten. Das bringt Zerwürfnisse und Streitigkeiten, veranlasst aber selten das Abbrechen des Verhältnisses. Stirbt eines der Brautleute vor der Hochzeit, so bleibt der Kalým, falls es der Bräutigam war, bei den Eltern der Braut, sonst wird er zurückgestellt. Endlich versammeln sich die Mädchen zum Madžlis (analog dem slavischen djewicz wjeczjer). Sie tanzen, singen und nehmen von ihrer das Mädchenthum verlassenden Genossin Abschied. Nach einigen Tagen kommt der Imam und traut die beiden Eheleute. Dabei sind auch Zeugen anwesend. Dann erfolgt die Ausstellung der Documente, und die in ein weisses, reines Hemd gekleidete Braut wird unter Weinen und Schreien nach dem Hause des

Bräutigams weggeführt. Doch kommen allmählig alle Hochzeitsbräuche ab.

Es beginnt für die Ferghanerin eine neue Lebens-epoche. Sie wird vor den Eltern des Mannes während der ersten drei Tage versteckt; darauf tritt sie in rege Beziehungen zu denselben. Die Zwistigkeiten mit letzteren beginnen aber sehr bald, oft schon während des ersten Jahres, und die Sache endigt in der Regel mit dem Ausziehen des jungen Paares aus dem Elternhause. Dasselbe gründet sich ein neues Haus, oder wenn dies nicht möglich ist, schafft es sich eigene Küchengeräthe an und lebt abseits von den Eltern.

Die ersten Monate verlaufen in der Regel gut. Die junge Frau bricht nicht unter der Arbeitsbürde zusammen. Ist sie reicher, so führt sie sogar ein müssiges Leben. Sie sitzt meist daheim und wärmt sich im Winter auf dem Sandál, einem Schemel, unter dem ein Haufe glühender Kohlen liegt. Den Gemahl sieht sie selten; sie besitzt ja ein besonderes Zimmer, ičkarí genannt, wo sie Tag und Nacht verweilt. Der Mann aber wohnt im taškarí, nimmt dort Gäste auf oder treibt sich im Dorf herum. Ueberhaupt sorgt sich der Mann um die Frau nicht besonders; im Winter vereint er sich sogar mit den anderen Ferghanern zu einer Gesellschaft, die für gemeinschaftliches Geld Nahrung kauft und diese verzehrt. Die ärmeren Frauen werden oft von ihren Männern im Stiche gelassen und müssen selbst die Familie erhalten.

Die Wurzeln des ruhigen Ehelebens zernagt oft die Eifersucht. Die Sarten sind polygam, die Religion erlaubt ihnen, vier Frauen zu halten. Eine von ihnen leitet dann die Geschäfte, die übrigen müssen ihr gehorchen. Nach dem Gesetze soll der Gemahl mit einer jeden von ihnen alle vierte Nacht Beischlaf pflegen. Oft hat derselbe einige Frauen, eine jede in einem andern Orte. Dann leben dieselben bei ihren Eltern, der Gemahl erhält sie aber. Manchmal gibt es im Haushalt zu viel Arbeit für eine Person; dann bittet die Frau selbst den Mann, eine andere Frau heimzuführen. Dies hat aber manchen Nachtheil im Gefolge; es entstehen bald Zänkereien und der Friede des Hauses wird oft gestört.

Das ändert sich oft durch die Geburt eines Kindes. Das Kind ist immer für die Eheleute, namentlich aber für die Frau, die Ursache einer Freude. Ein unfruchtbares Weib wird verachtet; unfruchtbar ist das Synonym für hässlich. Die Frau gebärt oft bis in das 40. und 45. Jahr, dann hört die Fruchtbarkeit auf. Glücklich ist das Weib, wenn es einem Knaben das Leben schenkt. Dann feiert man ein Familienfest, schlachtet Widder ab und freut sich über alle Massen.

Noch vor der Geburt wird gewahrsagt, ob der zu erwartende Sprössling ein Knabe oder ein Mädchen sein wird. Hat die Frau kleine Härchen an der rechten Brustwarze, so wird sie einem Knaben das Leben schenken. Ist endlich die Zeit der Niederkunft gekommen, so kniet die Kreisende nieder oder hockt sich, ergreift mit den Händen eine der anwesenden Verwandten und stützt sich mit dem Rücken gegen eine andere. Letztere umfasst die Gebärende und presst ihr den Bauch jedesmal, wenn die Kindeswehen beginnen. Dabei geben ihr

die anderen Anverwandten ein Stück Pferdehuf zu essen, oder aus einer Schale, auf welcher eine Beschwörungsformel aufgeschrieben ist, zu trinken.

Das neugeborene Kind wird gewaschen und in nicht ganz reine Lappen eingewickelt. Die Nabelschnur durchschneidet man; das eine Ende wird zu einem Knoten geknüpft, das andere der Gebärenden zugehörige Ende derselben an den Fuss gebunden. Kommt die Nachgeburt nicht bald zum Vorschein, so schiesst man in der Umgebung der Hütte, um dieselbe wahrscheinlich hervorzuschrecken.

Sechs oder sieben Tage bleibt das Weib liegen und nährt sich nur von Suppe. Es kommen Verwandte, um sie zu beglückwünschen und ihr Geschenke darzubieten. Am sechsten oder siebenten Tag wird das Kind zum ersten Mal in den Bišik gelegt. Dann gibt man ihm auch den Namen und veranstaltet ein neues Fest. Bei der Namengebung gibt man Acht, dass es nicht den Namen eines der Ahnen bekomme, da man sonst beim Auszanken des Kindes in späteren Jahren den anderen Namenträger beleidigen und auf das Kind ein Unglück herbeiziehen kann. Darauf gibt man es einem fremden Weib für einige Tage zur Nahrung. Nach dem Verlauf dieser Frist geht man zu dieser Frau, gibt ihr ein Lösegeld und bekommt dann wieder das Kind, welches nun „gekauft“ oder „verkauft“ (satüb-aldý, satkýn) genannt wird. Ist dies bewerkstelligt, so sind die Eltern gewiss, dass das Kind nicht sterben wird.

Die Frau nährt das Kind mit ihrer eigenen Milch, sorgt auch ein wenig für seine Erziehung; bald aber wird es von neuen Ankömmlingen verdrängt.

Oft aber knüpfen die Kinder das locker gewordene Band zwischen den Eheleuten nicht fester. Die Frau findet einen Liebhaber, sie zankt sich mit dem Mann, verfeindet sich mit seinen anderen Frauen und reicht endlich um die Scheidung ein.

Die Scheidung erfolgt, wenn der Gemahl aussätzig oder wahnsinnig ist, wenn er die Frau schlägt, sie aus ihrem Aufenthaltsort weiter als auf drei Tagreisen bringt, sie während sechs Monate nicht nährt oder ohne ihre Erlaubniss eine andere Frau nimmt. Sie kann auch ohne diese Gründe erlangt werden, dann muss aber der Gemahl, wenn er der Fordernde ist, den Mechr zurückbezahlen; wenn aber die Frau die Antragstellerin ist, so gibt sie dem Gemahl den Kalým zurück. Dann sagen sie zu einander „talák“ und in drei Tagen sind sie geschiedene Leute. Wurde das „talák“ dreimal gesagt, so können sie sich einander nur nach neuer Hochzeitsschliessung wieder nähern; wiederholten es die Eheleute aber nur ein- oder zweimal, so kann eine Vereinigung ohne diese Ceremonie geschehen.

Die geschiedene Frau zieht sich zu ihren Eltern zurück. Sie kann die Kinder, welche das Alter von 7 Jahren noch nicht erreicht haben, mitnehmen. Sind dieselben aber schon über dieses Alter hinaus, so bleiben sie beim Vater; auch die, welche früher bei ihr waren, müssen nun zum Vater zurückkehren. Man kann sich aber in dieser Hinsicht verständigen und in den Besitz der Kinder theilen.

Die geschiedene Frau muss sich binnen drei Monaten „reinigen“ und kann dann in eine neue Verbindung eintreten. Sie wird desto lieber geheiratet, da man für sie keinen Kalým zu zahlen braucht und jeden Tag ihr Gesicht sehen kann.

Denselben Vortheil hat auch eine Witwe, die das Alter von 40 Jahren nicht überschritten hat. Sie muss nur ein oder zwei Jahre „trauern“, dann findet sie einen neuen Gemahl. Ist sie aber alt und arm, dann geht sie gewöhnlich zu den Kindern, die sie nur zu oft beleidigen und sogar misshandeln. So schliesst sie in Schmerz und Leid die lebensmüden Augen.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Prostitution. Die Prostituirten bedecken ihr Gesicht nicht, besuchen die Abendversammlungen und wohnen gewöhnlich zu drei bis vier in einem Hause zusammen. Ihre Reize ziehen nicht nur Russen, sondern auch die rechtgläubigen Sarten an; daher gibt es jetzt in Ferghana viele Kuppler und öffentliche Häuser. Die öffentliche Prostitution datirt aus den letzten Jahren, seit Ferghana russisch ist; der geheimen Prostitution begegnet man aber schon zu der Zeit, als Ferghana noch ein selbstständiges Chanat bildete.

3. Herr L. Niederle in Prag übersendet einige Bemerkungen über:

Die Skeletgräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen.

Vor Kurzem veröffentlichte ich eine Monographie in böhmischer Sprache über die Gräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen¹⁾. In Folgendem erlaube ich mir ein Resumé meiner Arbeit zu geben.

I.

Nachdem ich in der Einleitung einen reservirten Standpunkt gegenüber der Mehrzahl der böhmischen und mährischen Archäologen eingenommen habe, welche die Autochthonie der Slawen in Böhmen vertreten (zwar nicht principiell, sondern nur aus dem Grunde, weil die Autochthonie der Böhmen und der slawische Ursprung der Bojer und Markomannen bisher keineswegs bewiesen scheinen, ja die grössere Zahl der Historiker der alten Meinung ist), versuchte ich zu ergründen, wie sich die Archäologie und die Anthropologie zu dieser Frage verhalten, mit anderen Worten: ob wir vom archäologischen Standpunkt in der Cultur während und nach der Völkerwanderung, also aus der Zeit, in welche die Geschichte die Slawenankunft in die Länder Mitteleuropas legt, einen Beweis pro oder contra construiren können, gerade so wie aus den somatischen Ueberresten.

Es ist bekannt, dass es vornehmlich Skeletgräber sind, welche diese späte gewiss slawische Epoche (vom 5. Jahrhunderte aufwärts) charakterisiren. Ich constatirte in Böhmen bis jetzt über 260 Skeletgräberfundorte, von denen 100 gewiss in dieses Zeitalter gehören. Selbstverständlich bleibt immer eine bedeutende

¹⁾ Beiträge zur Anthropologie der böhmischen Länder. I. Die Skeletgräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen. Prag (Bursák & Konow) 1891.

Summe von Fundorten (beinahe 70), von denen man nach den bisherigen literarischen Nachrichten nicht beweisen kann, welcher Zeit sie angehören. Trotz dieser grossen Menge von Material fiel das Resultat des ersten Theiles ziemlich dürftig aus, denn manche Nachrichten, besonders die älteren, sind spärlich und unvollständig.

Die hieher gehörigen Gräber theile ich in folgende zwei Gruppen:

1. Gräber mit Funden von merowingischem Typus.
2. Einfache slawische Gräber.

Zur ersten Gruppe gehört nur die kleine Begräbnisstätte bei Vinařice, dann einige in Uherce, Želenky (Schellenken), Břiza, Pátek und Želenice aufgefundene Einzelgräber¹⁾. Ich bin nicht der Meinung, dass es Spuren einer deutschen, etwa fränkischen oder alemannischen, Besiedelung sind. Bisher trifft man dieselben so spärlich und vereinzelt an, dass man sie ganz gut nur für Gräber von Fremden oder von Inländern, welche mit ihrem Reichthume ihre Mitbewohner übertrafen, halten kann.

Die Cultur der zweiten Gruppe von Skeletgräbern dieser Zeit unterscheidet sich nicht wesentlich von jener der ersten. Die Gräber der zweiten Gruppe sind gewöhnlich nur ärmer, dafür öfters mit den bekannten charakteristischen Beigaben: S-förmige Schläfenringe und Gefässe des Burgwalltypus versehen; sie sind zweifellos slawischen Ursprungs.

Die Begräbnisstätten sind am häufigsten auf mässigen Abhängen oder auf befestigten Anhöhen mit nebeneinander und mit den Füßen gewöhnlich gegen Westen liegenden Skeletten angelegt. Doch kommt auch eine andere Orientirung vor, zuweilen auf demselben Friedhofe. Das Grab wurde einfach aus der Erde ausgehoben oder mit Steinen ausgelegt, die bisweilen ein wirkliches Gewölbe bilden. Später wurden auf die Gräber grosse Steinplatten gelegt, Grabhügel aber nur selten aufgeschüttet. Ich habe solche nur einmal bestimmt (in Hoch-Ujezd) constatirt. Die Leichen lagen häufig auf einem Brette, vielleicht schon in einem Sarge; die Hände lagen entweder dem Körper an oder es befand sich eine Hand auf der Brust. Es sind auch — leider nur zweifelhafte — Nachrichten vom Auffinden von auf dem Gesichte liegenden Leichen, sowie von theilweiser Beerdigung eingelangt (pag. 25). Mehrmals wurde auch die ältere Sitte, den Todten in kauender Lage zu begraben, constatirt (pag. 26).

Bei 59 böhmischen Gräberstätten constatirte ich die Anwesenheit slawischer Schläfenringe, ausserdem noch 14mal an Orten, von denen ich nicht zu sagen vermag, ob da Gräber waren oder nicht. (Siehe Verzeichniss der Fundorte, pag. 26, 27.) Dreimal, und zwar in Hoch-Ujezd, Ječovice und Königgrätz, wurden noch anhaftende Gewebeüberreste vorgefunden.

Gewöhnlich trifft man solche Schläfenringe auf jeder Kopfseite an, öfters auch mehrere (bis sechs) anein-

ander hängend. Die Grösse ist verschieden; manche der grossen, die auf dem nicht gebogenen Ende mit einer kleinen Oese versehen sind, dienten vermuthlich auch als Armbänder. (Ich kenne bis jetzt drei Stücke: von „Kocanda“ in Prag, von „Rivnác“ und „Levý Hradec“.) Gewöhnlich sind sie aus Messing oder Bronze, seltener aus Zinn oder Silber; dagegen oft vergoldet und versilbert.

Auch das andere Charakteristikum, die auf der Topfscheibe verfertigten mit nach aussen gebogenem Rande, öfters mit Marken auf dem Boden und mit Wellenlinien ornamentirten Gefässe, kommt häufig vor. Dicht neben diesen sind auch ältere Formen vorhanden. Nicht selten wurden Ueberreste von hölzernen, metallbeschlagenen Gefässen aufgefunden. Waffen, mit Ausnahme von eisernen Schwertern und Lanzenspitzen, sind überhaupt selten. Einmal wurde eine Lanze mit Flügeln, aber nur ein kleines Modell aus Bronze, gefunden, welche Herr Prof. RANKE als slawisch erklärt. Kurze gerade Messer sind am zahlreichsten. Ueberhaupt wurde kein Grab gefunden, welches alle die für die Völkerwanderungszeit charakteristischen Objecte enthält. Schmucksachen sind ausser Schläfenringen sehr selten; am meisten finden sich noch Armbänder, Spangen und Schnallen aus Bronze. Bisweilen befindet sich im Grabe nichts als eine Topfscherbe, und öfters fehlt auch diese.

Nach kurzer Würdigung der Schläfenringe¹⁾ und ihrer Datirung²⁾ erkläre ich noch ihr Auffinden in Brandgräbern. In Böhmen wurden sie im Urnenfelde unterhalb des Kuniticer Berges bei Pardubice, dann bei Netolice, Libějice, Rataje, in Mähren bei Polešovice gefunden (ausser einigen Fundorten unbestimmter Art). Ich bin daher der Meinung, dass in Böhmen einige Urnenfelder bis in den Anfang der christlichen Zeit reichen, und dass die früher allgemeine Sitte, die Todten zu verbrennen und in Urnen auf Feldern in Reihen zu begraben, nicht in der La Tène-Zeit und der darauffolgenden Periode auf einmal, sondern allmählig verdrängt wurde, so dass in der einen Gemeinde Skeletgräber, in einer anderen Gemeinde Urnenfriedhöfe angelegt wurden. Einige der Letzteren lassen den Uebergang vom Verbrennen zum Bestatten direct erkennen. Hieher gehört der Urnenfriedhof von Jezbořice, Dašice, Židovice u. a. (pag. 40, 41). Das Wellenornament ist an und für sich kein slawisches Charakteristikum; ein solches besteht nur in der Zusammenfassung aller Formen der Gefässe vom Burgwalltypus.

Zum Schlusse neige ich mich aus mehreren Gründen zu der Meinung hin, dass diese Cultur der Skeletgräber, die vielfach eigenartige Kennzeichen zu erkennen gibt, wahrscheinlich neu und von der Cultur der früheren Epochen verschieden ist, und dass daher ein neuer Vorstoss der Slawen nach Mitteleuropa um die Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. stattfand.

¹⁾ Während des Druckes meiner Publication erfuhr ich, dass Herr Prof. Dr. PIC eine neue Begräbnisstätte mit schönen merowingischen Schmucksachen in Podbaba bei Prag entdeckte.

¹⁾ Pag. 35 ist die Uebersicht der Hauptfundorte in Mitteleuropa gegeben; in Mähren waren mir derzeit zwölf bekannt.

²⁾ Pag. 36, Anm. 2 sind die böhmischen Fundorte, wo Münzen angetroffen wurden, aufgezählt.

Die Cultur der Urnenfriedhöfe scheint mir durch ihr eigenartiges und constantes Gepräge darauf hinzuweisen, dass zur Zeit, als das Volk der La Tène-Periode (dessen Nationalität zu bestimmen ich bis jetzt nicht wagen kann) seine durch ihren Reichthum ausgezeichneten Gräber anlegte, und dass noch zu der Zeit, als schon das Slawenvolk in Böhmen hier angesiedelt war, hier noch ein anderes Volk von anderer socialer Stellung mit einer eigenen Cultur lebte, so dass wir also in Böhmen schon vor der La Tène-Zeit zwei grundverschiedene, nebeneinander sesshafte Völker unterscheiden müssen.

II.

Den zweiten anthropologischen Theil basirte ich auf die Untersuchung von mehr als 150 böhmischen Schädeln aller prähistorischen Perioden, deren grösseren Theil ich selbst gemessen, bei anderen die Maasse von anderen Forschern (namentlich von Prof. WOLDRICH und Dr. МАТИЕВКА) übernommen habe. Da ich aber bei Besuchen verschiedener Museen kein anderes Instrument ausser einem Tasterzirkel bei der Hand hatte und da ich die untersuchten Schädel nicht in eine Reihe zusammenstellen, sie nicht cranioskopisch vergleichen, daher die Typen auch nicht genau classificiren konnte, untersuchte ich in erster Reihe nur die Verhältnisse des Längenbreitenindex und die anderen craniologischen Kennzeichen zog ich nur kurz zusammen zum Beweise, dass unsere auf dem Längenbreitenindex begründete Eintheilung nicht eine künstliche, sondern eine richtige, auf wirklich verschiedenen Typen basirende Eintheilung ist.

Pag. 95—63 sind die Längenbreitenindices von Schädeln aller Perioden angeführt; ausserdem fügte ich pag. 65 eine graphische Uebersichtstabelle (nach der Methode MANOUVIER's) hinzu, aus der man auf den ersten Blick ersehen kann, dass die Schädel in der neolithischen, sowie in der Bronze- und Hallstätter Periode grösstentheils dolichocephal sind (obzwar auch schon mesocephale erscheinen)¹⁾ und dass erst in der La Tène-Zeit und noch mehr im späteren Zeitalter ein starker Procentsatz von Brachycephalen (Index über 80) vornehmlich bei Frauen erscheint. Männer oscilliren häufiger im Intervalle der Dolichocephalie. Ob dieser Unterschied nur rein geschlechtlich ist, ist mir bisher nicht gelungen zu erweisen; die polnischen Funde KOPERNICKI's und VIRCHOW's (namentlich in Slaboszewo, Zarnówka und Popów) zeugen eher dagegen.

Uebergänge der Dolichocephalie zur Brachycephalie sind überaus deutlich, und wenn die Mittelgruppe der Mesocephalen nicht wäre, welche sich zeitweise gewissermassen morphologisch zwischen beide Gruppen schiebt, könnten wir uns ohne Zweifel für die Meinung erklären, dass in Böhmen die Brachycephalen als ein aus der Fremde neu angekommenes Volk erscheinen. Doch bleibt uns bei diesem Stande der Dinge nichts anderes übrig, als sorgfältig zu überlegen, ob diese Mesocephalen eine Uebergangsstufe in der Entwicklung der Dolichocephalen in die Brachycephalen

sind, oder ob sie nur einen Beweis liefern, dass hier die Kreuzung dieser beiden Typen stattgefunden habe.

Ich bin nämlich der Meinung, dass, so lange eine von diesen beiden Erklärungen möglich oder wahrscheinlich ist, es nicht nöthig sei, einen besonderen mesocephalen Typus, der aus der Fremde kam (und sich zufällig chronologisch zwischen beide extremen Typen schob), anzunehmen.

Beide Fälle sind theoretisch möglich. Eine Veränderung der Indices kann durch Entwicklung sowie durch Kreuzung entstehen. Einzelne Fälle, namentlich die pathologischen, beweisen die Möglichkeit, dass unter gewissen Bedingungen eine Veränderung der Indices entstehe, und da das Verstärken und Verharren dieser Bedingungen natürlich denkbar ist, ist auch die Möglichkeit der Umwandlung eines Brachycephalen in einen Mesocephalen und Dolichocephalen in Folge der Entwicklung berechtigt. Empirische Beweise fehlen freilich bisher. Ich nahm alle bisherigen Theorien, sowie die Untersuchungen über die formative Ursache der Längenbreitenindexbildung durch (pag. 66—72) und musste bekennen, dass eine ethnisch wirkende Ursache bisher nicht ermittelt sei. Aus diesem Grunde erklärte ich diese Umwandlung durch die Mischung und Kreuzung von Dolichocephalen mit Brachycephalen, welche augenscheinlich mit einem grösseren Vererbungsvermögen begabt, schliesslich den ersten Typus bei uns derart absorbirten, dass ein Dolichocephaler jetzt in Böhmen eine Ausnahme bildet. (Siehe die letzte Zone auf der beigegeführten Tabelle, wo die Indices von 85 im anthropologischen Cabinet zu München sich befindenden Neuböhmischen Schädeln aufgezeichnet sind und von denen kein einziger unter 76 herabreicht.)

Auch andere Gründe kommen dazu. Obzwar die Brachycephalie bei den Slawen jetzt durchwegs herrschend ist (Beweise pag. 92—94), pflichte ich dennoch entgegen den französischen Ansichten der Meinung VIRCHOW's und KOLLMANN's von der ursprünglichen slawischen Dolichocephalie bei, weil in den prähistorischen Gräbern der slawischen Zeit und in den slawischen Ländern die Dolichocephalie ungenügend überhand nimmt, besonders im Osten. (Beweise pag. 95 bis 98.) Die Concentration der Brachycephalie und des dunklen Typus in den Alpen (pag. 99—103) führte mich auf Grund VIRCHOW'scher Erklärungen zu der Hypothese, dass diese zwei Merkmale der Westslawen: Brachycephalie und der dunkle Typus, welche, wie bewiesen wurde, je weiter von den Alpen gegen Westen, Norden, Osten und Süden schwinden, durch Kreuzung mit einer alten brachycephalen dunklen Bevölkerung, die gegen Ende des neolithischen Zeitalters nach Europa kam und sich hier auf einem weiten Streifen von Osten gegen Westen ausbreitete, herbeigeführt wurden. Später fingen von Osten her neue dolichocephale und blonde Stämme successive einzudringen, welche theils die ältere Rasse unterwarfen und ihre Reste in sich aufzogen, theils dieselbe in unzugängliche Orte, namentlich die Gebirgsgegenden Mitteleuropas, verdrängten. Die Gallier, Germanen und Slawen gehörten zu dieser neuen ari-

¹⁾ Eingetheilt nach der Frankfurter Verständigung.

schen, lichthaarigen und dolichocephalen Völkergruppe. Alle waren nach dieser Hypothese anthropologisch sehr verwandt und ähnlich. Nur so können diejenigen historischen Berichte, die Germanen und Gallier als vollkommen ähnlich, als ein hohes, blondes, blauäugiges Volk schildern, verstanden werden¹⁾. Die Gallier waren etwa die ersten, die Slawen die letzten; nach ihnen begann schon eine andere Rasse nach Mitteleuropa einzudringen.

Die anthropologische Identität der Gallier und Germanen wurde schon von einer Reihe von Historikern, Archäologen und Anthropologen (SCHAAFFHAUSEN, VAN DER KINDERE, HUXLEY u. a.) vertheidigt. Die Gallier, Germanen und Slawen haben sich dort am meisten verändert, wo sie mit den Resten der alten Bevölkerung, also namentlich in den Alpen, zusammenkamen und sich mit dieser mischten. (Die alten Schriftsteller erwähnen einigemal nichtkeltische und nichtgermanische Stämme von kleiner Gestalt mit schwarzen Haaren und dunkler Hautfarbe in den Alpen.) Daraus lässt sich auch leicht erklären, warum z. B. die gallischen Stämme verschieden geschildert werden, warum die keltischen, savoyischen Schädel eine grosse Aehnlichkeit mit den slawischen, kroatischen u. a. zeigen.

Bisher ist das Vorgebrachte eine Hypothese; aber mir genügte dieselbe vollkommen, hauptsächlich zur Aufhellung anthropologischer Verhältnisse in Böhmen. So erkläre ich mir auch, warum wir in den slawischen Gräbern Reste von dunklen und blonden Haaren nebeneinander antreffen (zahlreiche Beweise pag. 118, 119), warum Ibâhim ibn Jakûb in Böhmen nahe vom Centrum der Alpen schon im 10. Jahrhundert allgemein den dunklen Typus vorfand, während zu derselben Zeit in Russland die Slawen noch vom hellen Typus waren. Auch einige Reste von Volkstraditionen (pag. 119, 120), welche erinnern, dass in Höhlen einmal ein Stamm kleiner schwarzer Leute wohnte, mögen vielleicht eine wirkliche Grundlage haben.

Ob man die Existenz dieser vorslawischen Bevölkerung mit den Tausenden von Urnen- und Urtrinen-Gräbern in Böhmen in Verbindung setzen darf, kann ich vorläufig nicht behaupten. Ueberhaupt wird diese ganze Hypothese auch dann nicht wesentlich werden, wenn sich beweisen liesse, dass die Slawen schon vor dem 5. und 6. Jahrhundert in Böhmen eingedrungen sind.

Discussions- und Demonstrations-Abend am 12. December Abends im Vortragssaale des Wissenschaftlichen Club.

Der Vortrag des Naturforschers HERRN ANDREAS REISCHER, welchen derselbe in der Monats-Versammlung am 9. December hielt, gab die Veranlassung, einen eigenen Discussions- und Demonstrations-Abend zu veranstalten, um über verschiedene in diesem Vortrage

¹⁾ Pag. 115 führte ich Beweise von ähnlichem Aeusseren der Slawen aus Prokopius, Herodot (Budiner?) und arabischen Berichten an.

zur Sprache gebrachte Themen zu discutiren. Herr REISCHER hatte auch eine Anzahl interessanter Objecte seiner Sammlung ausgestellt, erläuterte dieselben und gab bereitwilligst auf die an ihn gestellten Fragen Auskünfte. Es soll der Versuch gemacht werden, solche Abende in Zukunft bei geeigneter Gelegenheit zu wiederholen.

Ausschuss-Sitzung am 15. December 1890.

Die Berathungen des Ausschusses über den Commissionsbericht zur Abänderung verschiedener Einrichtungen und Gepflogenheiten in der Anthropologischen Gesellschaft haben zu folgenden Beschlüssen geführt:

1. Die Ausschuss-Sitzungen haben an einem der Monats-Versammlung vorausgehenden Tage, von 5 Uhr Abends an, stattzufinden. Der Ausschuss hat für dieselben den jeweiligen Montag vor der Versammlung bestimmt.

2. In Bezug auf die Vertheilung des Stoffes nach den drei Gruppen: Physische Anthropologie, Urgeschichte und Ethnographie wird an den bisherigen Abenden mit gemischtem Programme festgehalten.

3. Die kleinen Discussionen finden am Schlusse jeder Monats-Versammlung, also am Schlusse sämtlicher Vorträge desselben Abends, statt; grössere Discussionen werden auf eigene Abende (Discussions-Abende) verlegt. Die Demonstrationen von Objecten haben in der Regel den Vorträgen voranzugehen. Ueber die Zulassung von kleineren Mittheilungen an den Discussions-Abenden wird dem Secretariate volle Verfügungsfreiheit gewährt.

4. Die Special-Commissionen²⁾ sind jedes Jahr in der Jahres-Versammlung neu zu wählen; über ihre Thätigkeit soll im Jahresberichte des Präsidenten referirt werden.

5. Für die dermal bestehenden Verhältnisse wird der Redaction ein Beirath für physische Anthropologie und Urgeschichte in der Person der Herren Dr. EMIL ZUCKERKANDL und Dr. MATTHÄUS MUCH an die Seite gegeben.

Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Aranzadi y Unamuno, Telesforo de: El Pueblo Euskalduna. Estudio de Antropologia. Con dos contornos fotografados, once gráficos, cinco mapas y 26 bustos en fotografia. Publicada a expensas de la excma. diputacion provincial de Guipuzcoa. San Sebastián 1889. IV + XVI + 46 S.

Bartels: Hottentottengott. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. April 1890.] 2 S.

Bartels: Javanisches Modell eines Wajang-Spel. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. April 1890.] 6 S.

Berlin: Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. I. Bd. 2.—4. Hft. Berlin 1890. S. 45—188.

Biondi Cesare: Forma e dimensioni della Apofisi Coronoida nella mandibola umana. Tesi di laurea. Firenze 1890. Mit 2 Tafeln. II + 62 S.

- Borges de Figueiredo, A. C.: Indices e Catalogos. I. Obras impressas. [Sociedade de Geographia de Lisboa] Lisboa 1890. IV + 254 S.
- Boston. Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. New series vol. XVI. whole series vol. XXIV. From May, 1893. to May, 1899. Selected from the Records. Boston 1889 VIII + 500 S.
- Bourke, John G.: Notes upon the gentile organization of the Apaches of Arizona. [Originally delivered as a Lecture before the Anthropological Society of Washington, D. C.] (Journal of American Folk-Lore, Vol. III. S. 111—126.)
- Brinton, Daniel G., A. M., M. D.: Races and Peoples: Lectures on the Science of Ethnography. New-York 1890. 314 S.
- Budweis: Mittheilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes. Nr. 22. Budweis, im September 1890. S. 227—24).
- Campi, Luigi: Scavi e scoperte fatte negli anni 1835—1886 nello stabile a Valempurga di Meolo nell'Anania. Parte II. Trento 1889. S. 209—266. Mit Taf. VII—XIII.
- Chijs, Mr. J. A. van der: Dagh-Register gehouden in Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlands-India Anno 1661. Batavia en's Hage 1889. II + 538 S.
- Cordeiro, Luciano: Catalogos e Indices. As Publicações. [Sociedade de Geographia de Lisboa.] Lisboa 1889 148 S.
- Dan, Demeter: Die Völkerschaften der Bukowina. I. Hft. Die Lippowaner in der Bukowina. II. Hft. Die orientalischen Armenier in der Bukowina. Czernowitz 1890 36 + 40 S.
- Danzig: Festgabe für die Theilnehmer des III. Deutschen Fischereitages zu Danzig. Ueberreicht vom Fischereiverein der Provinz Westpreussen. Danzig 1890 VIII + 114 S. Mit 1 Karte. [Enthält eine Abhandlung über prähistorische Fischerei von Prof. Dr. Coxwörz in Danzig.]
- Ditmar, Karl von: Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. Erster Theil. Historischer Bericht nach den Tagebüchern. Mit 1 Titelbilde, 2 Karten und 32 Holzschnitten im Text. [Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Dritte Folge. Bd. VII.] St. Petersburg 1890. II + X + 868 S. (Geschenk von Леопольдъ von Сенъевск.)
- Ernst, A.: Petroglyphen aus Venezuela. [Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 16. November 1889.] S. (650)—(655).
- Hoffmann, W. J., M. D.: Mythology of the Menomoni Indians [Reprinted from the American Anthropologist, July 1890.] Washington 1890. S. 245—258.
- Kaindl, Raimund Friedrich: Hausbau und Baupfer bei den Huzulen. Fragment aus dem mit Unterstützung der anthropologischen Gesellschaft zu Wien vorbereiteten Werke über die Huzulen. Für die Besucher des Huzulenhauses auf der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung in Wien. Czernowitz 1890. 4 S.
- Kiel: Neununddreissigster Bericht des Schleswig Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer. Herausgegeben von dem Museums-Director. Kiel 1890. 16 S.
- Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875 9^a. Serie. Nos. 2—6. Lisboa 1890. (103 bis 286) + 112 S.
- London: Geometry in Religion and the exact dates in biblical history after the Monuments; or the fundamental principles of Christianity; the precessional year, &c., as based on the teaching of the ancients by the cube, square, circle, pyramid, &c. London 1890. Mit 3 Tafeln. VIII + 96 S.
- Lübben: Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Herausg. vom Vorstande. I. Bd. S. 597—660. Lübben 1890.
- Mallery, Garrick: Customs of courtesy. [From The American Anthropologist for July 1890.] Washington, D. C. 1890. S. 201—216.
- Matthews, Washington, M. D., LL. D.: The gentile system of the Navajo Indians. Delivered as a Lecture before the Anthropological Society, Washington, D. C. [The Journal of American Folk-Lore. Vol. III, S. 89—110.]
- McCoy, Frederick, C. M. G., M. A., Sc. D. Cantab., F. R. S.: Natural History of Victoria. Prodomus of the Zoology of Victoria. or figures and descriptions of the living species of all classes of the Victorian indigenous animals. Decade XX. Melbourne and London 1890. IV + (329—376) + 36 S. Mit 10 Tafeln.
- Mehlis, Dr. C.: Hacke und Beil am Mittelrhein zur Steinzeit. Dürkheim und Kaiserlautern 1890. 12 S.
- Münster: Vom deutschen Anthropologen-Tage. VII. Rückblick. Ausflug zu den sauerländischen Höhlen. [Kölnische Volkszeitung. Zweites Blatt (Abend-Ausgabe). 19. Aug. 1890.]

Den Spendern wird hiemit der warmste Dank der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen.

Heinrich Schliemann †.

Nach Abschluss der Redaction dieser Blätter kommt uns die Nachricht zu von dem am 26. December erfolgten plötzlichen Hinscheiden Heinrich Schliemann's. Der Verlust dieses durch Thatkraft und Idealismus so hervorragenden Mannes, welcher sich bis an das Ende seines Lebens mit der Fortsetzung seiner epochemachenden Arbeiten in Hissarlik beschäftigte und mit Entwürfen für neue, weitausgreifende Unternehmungen trug, bedeutet einen geradezu unersetzlichen Verlust für unsere Wissenschaft. Wir behalten uns vor, später auf die Thätigkeit dieses in seiner Art einzigen Mannes ausführlich zurückzukommen.